E 184
.G3 R23
Copy 1

E184
.G3R23

Adolph Zipperlen,

Deutsch-amerikanischer Arzt, Zoöloge,
Humorist und Reiseschriftsteller.

Denkrede

gehalten im

Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati

am 31. Mai 1905

von H. A. Rattermann.

Cincinnati, Ohio:
Verlag des Verfassers.
1905.

Class E184

Book G3R23

PRESENTED BY

10770
g c
315-20

107

Dr. A. Zipperlen.

April, 1895.

Library of Congress
Presented by the author
H. A. Rattermann.

Adolph Zipperlen,

Deutsch-amerikanischer Arzt, Zoöloge, Humorist
und Reiseschriftsteller.

Denkrede

gehalten im

Deutschen Litterarischen Klub von Cincinnati,

am 31. Mai 1905,

von

H. A. Rattermann.

Comica ut aequata virtus polleret honore.
Jul. Caesar, ad Terentius.

Des abends soll man fröhlich sein, auff den morgen soll man von klugheyt reden.
Agricola's Sprichwörter, 89.

Separatdruck aus dem 15. Band der gesammelten Werke.

Cincinnati, Ohio:
Verlag des Verfassers.
1905.

E184
.G3F23

Gift
Author
(Person)

Homer in der „Ilias“ hat eine edle Figur plastisch in seiner Dichtung dargestellt, die seit viertausend Jahren der Welt als ein Bild des ehrwürdigen Alters vorgeleuchtet hat, die Gestalt des weisen Königs von Pylos, des greisen Nestor, der „nach drei Menschenalter“, Prof. Osler zum Trotz, noch den griechischen Größen, neben dem klugen Ulysses, als weiser Rath zur Seite stand. — Nach dieser idealen Schöpfung Homers hat sich der allgemeine Begriff eines „Nestors“ gebildet, womit man in wissenschaftlichen Kreisen gewöhnlich den ältesten an Jahren und nach Einzelwirken immer einen klugen, erfahrenen Mann zu bezeichnen pflegt, der in einem Kreise oder einer Gesellschaft eine besondere Auszeichnung sich erworben hat.

Einen solchen Nestor besaß unser Verein in dem vor etwa drei Monaten verstorbenen Mitgründers des Klubs, in dem würdigen Aeltsten unter uns, Doctor medicinæ Adolph Zipperlen, dessen Gedächtniß zu feiern, uns heute Abend hier versammelt hat. Wie den homerischen Griechen vor Troja die Weisheit ihres ältesten Genossen beständig vorleuchtete, so hat während der langen Reihe Jahre des Bestehens unseres Vereins auch unser Nestor beständig als ein verehrungswürdiges Vorbild, nicht bloß durch sein Wissen und seinen kräftigen und gesunden Humor, sondern mehr noch durch sein liebenswürdiges und immer freundliches Wesen allen ein dauerndes Beispiel gegeben. Stets treu und thätig bereit, an dem Wissen und Wirken des Klubs und dessen Hebung nach Kräften beizutragen, hat er jene jüngeren Kräfte beschämt, die durch Mangel an Eifer und guten Willen es oftmals fühlen ließen, daß dem Zweck des Vereins, der dem Selbststreben und Selbstschaffen geweiht ist, nicht durch das Vorbringen dessen, was Andere gedacht, gedichtet und geschrieben haben, gedient ist. Diese Aufgabe des Vereins, das eigene Schaffen, ist ja so leicht, weil die Mitglieder nur einmal des Jahres ihren Geist in Thätigkeit zu setzen brauchen, um aus dem Inneren schöpfend ein eigenes Gebilde zu liefern. Darin sollte der Ehrgeiz Aller bestehen, zu zeigen, was der eigene Geist vermag. Hierin war unser Nestor ein leuchtendes Vorbild, wie ich hoffe, es in den nachfolgenden Blättern Ihnen vor Augen führen zu können.

Gustav Adolph Friedrich Zipperlen war der Sohn von Karl August Zipperlen, Ritter des kön. würtembergischen Zivil-Verdienst-Ordens, zur Zeit Arzt in Heidenheim, und dessen Gattin Wilhelmine Louise Karoline geb. Siebold, Tochter des königlichen Hofkochs Siebold in

Stuttgart, und wurde am 1. Mai 1818 in dem Städtchen Heidenheim in Würtemberg geboren. Adolph, wie er mit dem Rufnamen genannt wurde, war das älteste Kind dieser Ehe. Ueber das drollige Begebniß bei seiner Geburt und Taufe, schreibt er in seiner Selbstbiographie, die ein Muster des humorvollen Schreibstils ist, wie folgt: „Hier am Fuße des alten Hallenstein Schlosses erblickte ich am 1. Mai (des obengenannten Jahres) in der Walpurgisnacht zwischen 12 und 1 Uhr das Licht der Welt, oder eigentlich erblickte es nicht, denn ich wurde als todtgeboren von der Hebamme bei Seite gelegt, die mir zugleich mit der Nothtaufe den Namen meines mütterlichen Großvaters Kaspar Anton gab. So mich selbst überlassen gelang es mir nach einiger Zeit, durch ein paar kräftige Schreie die Aufmerksamkeit der Anwesenden zu erlangen."

Die Nothtaufe wurde von seinem Vater als ungültig erklärt und eine neue Taufe beim Dekan angeordnet. Darüber erzählte unser Freund in einem launigen Vortrag vor dem „Deutschen Pionier-Verein von Cincinnati" am 2. Februar 1875 *), bei welcher Gelegenheit er den Taufschein als Zeugniß vorlegte, wie folgt: „Meine Identität, die aus meinem Taufschein hervorgeht, lautet: „Jaxtkreis, Oberamt Heidenheim. — Im Jahre Eintausend achthundert und achtzehn, den 1. Mai, ist hier ehelich *geboren* und am 25. ej. *geboren*, Gustav Adolph Friedrich Zipperlen, Sohn von Karl August von Zipperlen, Ritter des K. Civilverdienstordens, nunmehr (1841) Stadtarzt in Bietigheim, und seiner Gattin, Wilhelmine Luise Caroline, geb. Siebold. — (folgen die Namen der sieben Pathen mit ihren Titeln.) Solches bezeugt nach dem hiesigen Taufbuch, Heidenheim 22. März 1841, K. Dekanat, Binder," und das Dekanatssiegel von Heidenheim." — „Sie sehen," fährt der Doktor in seiner Rede fort, „daß ich also zweimal und zwar als am 1. und 25. Mai *geboren* aufgeführt bin."

Um Weihnachten 1819 wurde Adolph's Vater zum Stadtarzt in Bietigheim, Oberamt Besigheim, ernannt, mit dem Titel eines kön. Medizinalraths. In diesem Städtchen verlebte der junge Zipperlen seine Kinderjahre, die er in der genannten Selbstbiographie auf's lebendigste und mit vielem Humor schildert. Sein Lehrer, Holzer mit Namen, sagt er, sei ein tüchtiger Pädagoge gewesen, von dem er auch in seinem 7. und 8. Jahre in Privatstunden den ersten lateinischen und griechischen Unterricht erhielt; derselbe war aber ein Erzieher nach der alten Methode und gebrauchte den Haselstecken viel, wobei er oft in Zorn gerathen sei, was, da der Knabe einmal unschuldiger Weise Schläge bekommen habe, zu einem Auftritt zwischen seinem Vater und dem Präzeptor geführt habe, worauf Adolph aus der Schule genommen und im Winter 1830 — 1831 nach Stuttgart auf das Gymnasium versetzt wurde.

*) Gedruckt im „Deutschen Pionier", Jahrg. VI, Seite 446 ff.

In der lebensfrohen würtembergischen Hauptstadt gefiel es ihm bald sehr wohl. Seine Lehrer handhabten hier nicht mehr den Stecken und der ertheilte Unterricht übte auf seine zukünftige Lebensrichtung einen äußerst wohlthuenden Einfluß. „Dank der unerbittlichen Prügel meines ehemaligen Schultyrannen", meint er, sei er im Lateinischen und Griechischen sehr gut „beschlagen gewesen." So wäre er bald im Ansehen bei den Professoren gestiegen; und weil er später das Examen für das Obergymnasium mit Glanz bestand, bei ihnen „obenan gekommen", und zwar ein Jahr vor dem zur Aufnahme in die höhere Lehranstalt vorgeschriebenen Alters. Um diese Zeit nicht müssig zu verbringen, hielt er noch ein Jahr auf Terzia aus und nahm nebenbei noch Privatunterricht, so daß er mit Ueberspringen der Untersekunda sogleich auf Obersekunda kam.

Außer seinen Studien hatte der junge Gymnasiast hier viel Freiheit. Er konnte die Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgegend besuchen, durfte seine Großmutter und Tante in's Theater begleiten und abholen, wo er dann noch ein Stückchen des letzten Aktes von den Gängen aus zu schauen bekam. Zuweilen steckte ihm die Großmutter auch wohl ein Dreibatzen-Stück in die Hand, wofür er auf der obersten Gallerie das ganze Stück zu sehen bekam. Auch die Opern und Konzerte durfte er in Begleitung der Großmutter und Tante besuchen, und bekam so Gelegenheit, Musik und Drama jener Zeit schon in den Knabenjahren kennen zu lernen. Daß sich dabei seine Vorliebe der Komik früh entwickelte, bezeugt er selber in seiner Autobiographie. Die bezügliche Stelle ist zu karakteristisch für seine späteren Neigungen zum Humoristischen, um hier übergangen zu werden, er schreibt: „So sah ich denn, außer den Schiller'schen Dramen, auch Stücke von Raupach, Charlotte Birch-Pfeiffer und namentlich Possen, den „Pachter Feldkümmel", „Rochus Pumpernickel" u. s. w. Aber auch die Opern, namentlich die komischen, wurden frequentirt, besonders wenn der Basso Buffo, Herr Pätzold, als „Papageno" auftrat. Einen solchen „Papageno" habe ich nie wieder gesehen. Im Schauspiel war es besonders Seydelmann, der mich begeisterte, aber auch im Lustspiel suchte er seines Gleichen."

Diese Gymnasialzeit war noch in anderer Beziehung beeinflussend auf die Entwickelung des jungen Zipperlen, der hier in spielender Weise zu seinen späteren naturhistorischen Neigungen und Kenntnissen, besonders in der Zoölogie, den Grund legte. Er selbst hat dieses in seiner Lebensgeschichte so trefflich dargestellt, daß ich nicht umhin kann, einige Stellen hier zu zitiren: — „Unter meinen neuen Freunden", schreibt er, „war ein Sohn des Dr. Bopp, eines alten Kriegskameraden meines Vaters, und ich kann wohl sagen, daß ich während der fünf Jahre, die ich in Stuttgart war, fast täglich in dessen Hause mich aufhielt. Dr. Bopp war nämlich Conservator am kön. Naturalienkabinet. So waren wir Jungen

im Kabinet bald so gut bekannt, als mancher Zoöloge. Wir kannten die Säugethiere, Vögel und Amphibien alle bei ihren lateinischen Namen, stopften aus, präparirten Skelette und halfen solche zusammensetzen, wobei wir Begriffe von der Osteologie [der Thiere] bekamen.

„Eine Schädelsammlung wurde angelegt und mit Eifer wurden Käfer und Konchilien gesammelt. Herr von Seckendorf, ein alter Hagestolz, und eifriger Konchiliensammler, legte den ersten Grund zu einer Schneckensammlung, indem er mir einige Dutzend Arten schenkte und mit ihren Namen benannte. Fand ich neue Arten, so brachte ich sie zu Herrn von Seckendorf, der sie für mich bestimmte. Natürlich wuchs mit der Sammlung auch der Sammeleifer, jede freie Zeit, die einen Ausflug gestattete, wurde benutzt und alle Fundorte durchstöbert. So geschah es, daß ich mehrere Arten Konchilien fand, von deren Vorkommen in Würtemberg man noch nichts gewußt hatte.

„Aber auch Käfer wurden fleißig gesammelt. Der Sonntag war der Tag an dem wir 4 - 5 Stunden weit im Umkreise das Revier absuchten, unter jeden Stein guckten, die Rinde der Bäume aufhoben, jeden trockenen Kuhfladen umdrehten, die Büsche abklopften und Gras und Blüten mit unserm Netzbeutel abstreiften. So fing ich einmal auf einer drei Stunden entfernten Waldwiese einen seltenen kleinen Käfer, Buprestis læta, und wurde darum allgemein beneidet. Der nächste Sonntag sah mich wieder auf der Waldwiese, wo ich so glücklich war, das andere Exemplar, ein Männchen, zu fangen. Einige meiner Bekannten hatten schon Vormittags die Wiese abgesucht, um vor mir den andern Käfer zu fangen."

Es blieb jedoch nicht bloß bei den Konchilien, Käfern und Schmetterlingen, deren ingeniösen Fangwerkzeuge er eingehends schildert, sondern auch Petrefakten und Mineralien wurden gesammelt. Auch erregte die Botanik schon damals seine besondere Aufmerksamkeit. „Meine Botanisirbüchse", schreibt er, „war stets vollgepfropft mit Pflanzen, welche dann Abends bestimmt und zwischen Fließpapier in die Pflanzenpresse gebracht wurden. Mit meinem Privatlehrer, Schmidtlin, wurden Expeditionen auf den Bopser, die Feuerbacher Haide, den Hasenberg und die Solitüde unternommen, und Schmidtlin's wissenschaftliche Erklärungen waren für mich stets interessant."

Auch auf kleine Vögel wurde in den Obstgärten Jagd gemacht, diese mit getrockneten Lehmkügelchen aus Blasröhren geschossen und ausgestopft. Ein junger Mann, namens Plouquet, der bei einem Gärtner Lehrling war, hatte darin eine besondere Fertigkeit. „Er schloß sich uns an," schreibt Zipperlen, „hatte Freude an der Natur und widmete sich später ganz dem Fach des Ausstopfens für das Naturalienkabinet. Seine eigene Sammlung von Thieren und Vögeln wurde sehr berühmt, da sie

sich durch naturgemäße Stellungen auszeichnete. Sie wurde 25 Jahre später nach London für 80 000 Gulden verkauft." — Plouquet war ein Enkel des bekannten Tübinger Philosophen Gottfried Plouquet. Unter des jungen Plouquet Anleitung sammelten Zipperlen und Bopp dann Vogeleier und Vögel, legten von den Eiern eine Sammlung an und hielten Singvögel in Käfigen: Nachtigallen, Schwarzamseln, Grasmücken, Finken u. s. w. Im Hause seiner Tante — die Großmutter war zur Zeit bettlägerig krank — waren bald alle Fenstergesimse mit Blumen und Topfpflanzen besetzt und die Stuben mit Singvögeln gefüllt. Auch kleine Vierfüßer wurden gehalten, Haselmäuse, Eichhörnchen, weiße Mäuse u.dgl. Seine Tante mochte die Blumen und Sänger wohl leiden, aber ihr Neffe hatte ein paar Ringelnattern in seine Thiersammlung eingefügt, gegen welche sie heftig protestirte. Diese Thierchen waren so zahm, daß sie auf seinen Ruf aus dem Laub hervorkrochen und die hingehaltene Nahrung ihm aus den Fingern nahmen.

Noch ein junger Schweizer, Fritz von Steiger, gesellte sich um diese Zeit zu ihnen, dessen Vater, ein sehr reicher Berner Patrizier, mit seinem einzigen Sohn in Stuttgart lebte. Dieser bewog seinen Vater, daß er ihm eine eigene Stube miethete, wo er in vielen Käfigen, nicht bloß Singvögel, sondern auch Eulen und anderes Raubzeug hielt, das sie täglich fütterten. Der junge Zipperlen wurde bald von der Raubvögelmanie angesteckt, und so schmuggelte er ein Paar junge Dohlen in's Haus, die er in einer unbewohnten Bodenkammer unterbrachte und die bald so zahm wurden, daß sie, als zufällig einmal das Fenster offen war, aus- und einflogen und gewissermaßen zur Haushaltung gehörten. Auch ein Paar junge Königsmilane zog er auf, die so zahm wurden, daß sie jeden Abend in ihren Käfig flogen, wo er sie regelmäßig fütterte. „Oft", schreibt er, „wenn ich z. B. auf der Feuerbacher Haide ein Paar in den Lüften kreisen sah, stieß ich ihren Ruf aus, und wenn es meine waren, kamen sie herunter, um sich auf einem nahestehenden Baum zu setzen, wo sie mich mit ihren herrlichen Augen zutraulich anschauten, auch wohl auf meine Schultern flogen und sich den Kopf krauen ließen." Auch ein Paar Schleiereulen zog er groß und sperrte sie in den Holzstall, wo sie bald aus- und einflogen.

„Nicht jeder Sonntag", erzählt er, „konnte ganz dem Vergnügen und Herumschweifen gewidmet sein, da meine Tante darauf bestand, daß ich am Sonntag Vormittag in die Kirche gehe. Ich wählte dazu die Schloßkirche, weil hier vor der Predigt immer schöne Orchestermusik und vorzüglicher Gesang war, wozu die Opernsänger des Hoftheaters verpflichtet waren. Sobald aber der Text der Predigt verlesen war, den ich mir wohl merkte, ging es in die nahen königlichen Anlagen, wobei ich mir den Text repetirte und die allenfalls darüber gehaltene Predigt ausdachte, die ich

dann beim Nachhausekommen meiner mich examinirenden Tante aus dem Gedächtniß wiederholte . . . . "

„War es im Sommer sehr heiß, so gab uns der Rektor Hitzvakanz, damit wir uns in dem dreiviertel Stunden entfernten Neckar baden konnten. Die Bitte, das Schwimmen erlernen zu dürfen, wurde mir von meinem Vater abgeschlagen, mit dem Zusatz, daß er selbst nicht schwimmen könne und schon viele gute Schwimmer ertrunken seien. So lernte ich es ohne Schwimmlehrer von selbst."

Alles dieses ist hier vielleicht zu umständlich, nach seiner Autobiographie mitgetheilt, weil hierin schon das ganze Gebilde seiner späteren Lebensneigungen hervorleuchtet. Wir lernen in dem Knaben bereits den künftigen Naturfreund, den Zoölogen und Botaniker kennen; selbst der Schwimmeister, als welcher Dr. Zipperlen in Cincinnati seit fast vier Dekaden bekannt war, hat hier schon seine Anfangsgründe erlernt. Das Fundament alles zukünftigen Strebens und Könnens wird eben unter günstigen Verhältnissen bereits in frühester Jugend gelegt, und wo das nicht der Fall ist, muß im späteren Alter mit großen Mühen erworben werden, was in der Jugend spielend erlernt wird.

So gern ich noch zahlreiche in den lebendigsten Farben geschilderte Episoden aus dem Leben des jungen Gymnasiasten hier einflechten möchte, die alle den köstlichsten Humor bekunden, mahnt mich doch die beschränkte Zeit eines Abendvortrags, davon abzustehen und dem Abschluß der Gymnasialzeit zuzueilen.

Waren die ersten vier Jahre in Stuttgart spielend verlaufen, so winkte jetzt das fünfte Lehrjahr mit dem philologischen Examen für die Universität, bezw. das Abiturientum der Oberprima. Da hieß es dann „ochsen!" Neben der Schulzeit wurden Privatstunden beim Prof. Pauli im Lateinischen und Griechischen genommen, wo sie Vergil's "Bucolica" und Plato's "Phædon" lasen. „Hier wurde viel gelernt", schreibt er, „und namentlich prägte er (Pauli) uns in der letzten Stunde ein, ja die Wörtchen μεν und τε im Griechischen recht anzuwenden, da dieses das Steckenpferd des Examinators, Prof. Klaiber sei, wie wir auch später erfuhren."

So wurde denn im Herbst 1835 das Abiturientum gut überstanden und sie nahmen von ihrem geliebten Lehrer, dem, wie er schreibt, „immer noch der flotte Korpsbursche zu allen Knopflöchern herausguckte," einen bewegten Abschied. — Da der junge Zipperlen aber erst siebenzehn Jahre alt und nach der Ansicht seines Vaters und Onkels, Dr. Keller, zur Aufnahme für die Universität in Tübingen noch zu jung war, so wurde er im Herbst 1835 zum Onkel Dr. Keller nach Ludwigsburg gebracht, um ein Jahr in dem dortigen Militär-Hospital Vorbereitungsstudien zu machen. Hier wohnte er bei dem genannten Onkel, der Militärarzt an der Klinik

war, wo er außerhalb der Dienstzeit viel Freiheit genoß. Er lernte im Militär-Hospital nun in den Morgenstunden die Methoden des Verbandanlegens aus der Anschauung. Und da er darauf die Rezepte in die Köstlin'sche Apotheke zu bringen hatte, erhielt er auch Einsicht in das Rezeptiren, welches ihm der freundliche Provisor noch näher erklärte.

Mittags wurden von den Regimentsärzten den Unterärzten Vorträge über Chirurgie, Verbandlehre ꝛc. gehalten, denen er beiwohnte. Etwaige Sektionen wurden gemacht und dabei demonstrirt. – Abends gab ihm der Unterarzt Dannecker im Studirzimmer seines Oheims Dr. Keller Privat-Unterricht in der Osteologie, die er ihm so gründlich einpaukte, daß unser Student nicht nöthig hatte, in Tübingen die betreffenden Vorlesungen zu hören. — So verfloß ein Jahr in Ludwigsburg unter fleißigen Studien, untermischt mit ungetrübten Freuden.

Ueber dieses Lehrjahr in Ludwigsburg schreibt er in seiner Autobiographie: „Ich will hier gestehen, daß ich in diesem Jahr mehr profitirte, als in den drei Jahren meines Aufenthalts in Tübingen. Ich hatte Osteologie vollständig im Kopfe; auch Anatomie war zum größten Theil überwunden; ich bekam etwas Chemie los, konnte jedes Rezept ohne Fehler machen; und hatte viel bei den Krankenvisiten gelernt. Ich konnte eine elegante post mortem machen und meine Rezepte nach dem später in Tübingen von Prof. Ferdinand Gmelin gelesenem Formulare, waren in Bezug auf Dosen und Zusammensetzung richtig und ohne chemische Fehler."

So mit tüchtigen Vorkenntnissen ausgestattet, bezog der junge Zipperlen im Herbst 1836, zugleich mit seinem Freunde Bopp die Universität Tübingen, wo er als Student der Medizin immatrikulirt wurde. Wie das gewöhnlich bei der noch schüchternen Jugend der Fall ist, wurde im ersten Semester fleißig studirt, die Vorlesungen von 9 bis 12 Uhr und von 2 bis 4 Uhr wurden regelmäßig besucht und das eigentliche Studentenleben kam noch nicht zum Durchbruch. Sie hatten einige junge Ankömmlinge gefunden, die sich ihnen anschlossen und mit denen sie zuweilen ein Glas Bier tranken, aber eine eigentliche „Kneipe" hatten sie nicht und so lebten sie als „Füchse" still und eingezogen. Da sie keinem Korps angehörten, nannte man sie die „Warmen", warum? meint Zipperlen, weiß ich heute noch nicht. Aber im Verlauf des zweiten Semesters kam zur Zeit der Rebenblüte auch der junge Most zum Gähren.

Im Frühjahr 1837 wurden schon allerlei Ausflüge gemacht, das Musikfest in Hechingen ward besucht, wo unter Lindpaintner's Direktion Haydn's „Schöpfung" und andere Tonwerke aufgeführt wurden, und der junge Zipperlen viele der damals berühmten Musiker, Sänger und Sängerinnen zu Gehör bekam, darunter die Malibran, ferner das berühmte Geigenquartett Molique's, die vier großen Virtuosen: Bohrer (Violoncello), Tichatscheck (Violine), Berhalter (Basetthorn) und der zur Zeit

berühmteste Flötist Kreuzer. Bei diesem Musikfest ging es hoch her. Das Fest dauerte drei Tage, und am letzten Abend fand ein Fackelzug von 2000 Studenten auf dem Hohenzollern statt, an welchem sie Theil nahmen. Der vierte Tag war eine Nachfeier in den Weinschenken, wo sie die abreisenden Künstler in Neckarwein hochleben ließen und bis spät in die Nacht eine Schlußfeier der Polyhymnia festelten.

Nun kam auch das eigentliche Studentenleben in Fluß und Zipperlen war keiner der Zurückstehenden. Er beschreibt diese Studentenzeit in seiner Lebensgeschichte so drastisch und mit vielem Humor ausführlich, daß man sich beim Lesen desselben weidlich ergötzt. Ich wüßte nicht, wo irgend Jemand das damalige Burschenleben ausführlicher und frischer geschildert hat, als Zipperlen in seiner Selbstbiographie. Es ist der Humor mit vollen Humpen geschenkt. Gleichwohl muß ich davon abstehen, auch nur etwas einzufügen, zumal er ja in unserm Verein in vielen Kapiteln uns das alles bereits mitgetheilt hat. (Siehe Beilage I.) Diese Autobiographie, ein vollendetes Muster heiterer Darstellung, sollte als Ganzes gedruckt werden, und würde – mit einem nöthigen Nachtrag versehen (sie geht nur bis zum Jahre 1865, seiner Ankunft in Cincinnati) – einen stattlichen Oktavband von mehreren hundert Seiten füllen.

Im Spätjahr 1838 wurde das Korps „Suevia" gegründet, und der junge Zipperlen schloß sich sofort demselben als Korpsbursche an. Er gehörte dem Korps bis zu seinem Abgang von der Universität aktiv an und war eins der eifrigsten Mitglieder, auf der Mensur sowohl, als auch bei den Kommersen und Ausflügen desselben. Zur Zeit seines Todes war er bereits einige Jahre lang das älteste überlebende Gründungs-Mitglied der „Suevia", vielleicht von allen deutschen Studenten-Korps der Senior, denn er konnte mit 136 Semesterschoppen allen Mitlebenden zutrinken.

„Das Korps der Schwaben", schreibt er, „bestand zumeist aus Adeligen, und so kam es, daß wir vielfach auf die Hoffeste und Bälle nach Hechingen eingeladen wurden. Der Erbprinz kam des öftern auf unsere Kneipe und fand sich jedesmal, so oft wir nach Hechingen kamen, auf der Kegelbahn ein, wo wir Bierkomment kegelten. Auch der Prinz von Hohenlohe fuhr einmal vierspännig in seiner Gardemajorsuniform auf der Laubei vor und kommersirte mit uns Schwaben."

Aber nun nahte das Schlußjahr und Adolph mußte an sein Examen denken. Um mehr ungestört dabei seinen Studien nachgehen zu können, miethete er mit zwei andern Kandidaten ein hübsches Gartenhaus auf dem Oesterberge, von den Kneipen abgelegen. Es war eigentlich kein günstiger Platz, meint er, da die Romantik des auf dem Gipfel des Berges gelegenen Häuschens, in welchem einst Wieland seinen „Oberon" vollendet habe, den Naturfreund durch die reizenden Ausblicke nach allen Richtungen hin zu sehr von den ernsten Studien abgelenkt hätten; allein da sie nicht schon

Nachmittags im Museum oder den Stammkneipen, sondern erst Abends um 8 Uhr erschienen und gegen 10 Uhr philisterhaft ehrbar nach Hause marschirten, so wurden doch einige Fortschritte gemacht.

Ein Ereigniß wirkte noch besonders mit. Sein Vater war, als er in Ludwigsburg studirte, gestorben. Im Herbst 1840 kehrte Adolph heim, um sich auf das Examen im Frühjahr vorzubereiten und fand seine Mutter erkrankt am Nervenfieber. Sie starb bald darauf und ließ ihn und drei Geschwister verwaist zurück. Nun wurde den Kindern ein Vormund gesetzt in der Person des Onkels, Hauptmann Hörmann, und ein anderer Onkel, Dr. Bernhard, machte es sich zur Aufgabe, Adolph zu beaufsichtigen. Während der Vormund ihn höchst sparsam mit Geldmitteln versah, prophezeite ihm Onkel Bernhard mit dem Examen nichts Gutes. Dies wirkte nun, daß er umso eifriger den Vorbereitungen zum Examen oblag. „Kein Studium", schreibt er, „wurde mir zu schwer, jedes Pensum, das ich mir vorgesetzt hatte, ward spielend bewältigt." So machte er denn im April 1841 glänzend sein Examen, und nach unterbreiteter und vertheidigter Dissertation erhielt er auch das Diplom eines Doctors medicinæ, zur Verwunderung seiner ihn so streng haltenden beiden Onkel. Sein Vormund oder wie er in Würtemberg hieß, „Pfleger", verabfolgte ihm darauf einen Wechsel von 800 Gulden, um in Wien noch seine Kenntnisse erweitern zu können.

Dies alles ist von ihm in erschöpfender Weise und mit launigem Humor erzählt, wobei auch ein paar Jugendliebschaften mit unterlaufen. Auch flicht er ein Spottgedicht, das er auf seine beiden, ihn so eingeschränkt haltenden Onkel zur Zeit gemacht und diesen verstohlen in die Hände gespielt hatte, mit ein. Dasselbe ist „Hernach und Nachher" betitelt, weil beide diese Wörter, der eine h e r n a c h und der andere n a c h h e r jeden Augenblick in ihren Gesprächen anwandten. Das Gedicht ist in der Form einer Parodie auf Schiller's „Worte des Glaubens" verfaßt, und mag hier als Zeichen seiner sarkastischen Laune mitgetheilt werden.

Hernach und Nachher.

Drei Worte geb ich dir inhaltsschwer,
So sagte mit finsterm Gesichte
Mein Pflegeonkel zu mir — n a c h h e r
Sei fleißig, so trägt es auch Früchte.
Ich sage dir, Adolph, nun höre auf mich,
Die Sache ist wahrhaft höchst wichtig für dich!

Zum ersten verlasse das Bett recht bald,
Um dies als Anfang zu nennen.
Und ist dann Morgens dein Zimmer noch kalt,
N a c h h e r kannst dir selber einbrennen.

Die beste Zeit zum studiren wird sein
Die Morgenstunde n a c h h e r allein.

Als zweite Regel dann geb ich dir an,
Daß du fleißig den Onkel flattirest:
Der kann dir helfen auf deiner Bahn,
So oft du die Nothlage spürest.
Und wenn du die Regel beherzigst fein,
Wird n a c h h e r auch alles in Ordnung sein.

Zum dritten endlich rathe ich hier,
Mach ja in der Stadt keine Schulden!
Um dies zu verhüten, gebe ich dir
N a c h h e r auch per Monat vier Gulden;
Das macht acht Kreuzer n a c h h e r per Tag:
Ich gebe, was ich zu geben vermag.

So sprach mein Onkel, mein Pfleger zu mir.
Ich that mich zum Schweigen bequemen.
Zu meiner Freude der Offizier
Mußt endlich auch Abschied nehmen.
Ich dachte, wenn er nur beim Kukuk wär,
Der ewig langweilige Onkel N a c h h e r!

Am nächsten Morgen, ich war kaum noch wach,
Klopft der Andre auch schon an die Thüre:
Wenn du so lang' schläfst, so wird es h e r n a c h
Wohl Zeit, daß ich früh dich aufrühre!
Mein lieber Adolph, bedenke dich recht,
Geh in dich und mach deine Sache nicht schlecht!

Du bist nun Student, drum benütze die Zeit:
Die Morgenzeit hat Gold im Munde.
Und halt' dich des Abends vom Wirthshause weit,
Bis tief in die Mitternachtstunde.
Wenn's aber so fortgeht, so werd ich h e r n a c h
In Stuttgart die Sache bringen zur Sprach'!

Komm ich nun spät Abends vom Wirthshause her,
Wo ich genossen mein Leben,
So denk ich, bei meinem Onkel N a c h h e r
Da würde Skandal es leicht geben;
Wenn aber ich Morgens frühzeitig nicht wach,
Dann denk ich an meinen Onkel H e r n a c h.

Im Mai 1841, gleich nach abgelegtem Examen und erworbenem Doktorhut wurde in Gemeinschaft eines Mitstudenten, namens Kohlhaas, zwecks Weiterstudiums, eine Reise nach Wien und ein Besuch der dortigen berühmten Heilanstalt unternommen. Diese Wienreise und sein Aufenthalt in der österreichischen Kaiserstadt muß ich zeithalber übergehen, so reizend auch Zipperlen sie in seiner Lebensgeschichte geschildert hat. Wenn dieser Vortrag gedruckt wird, werde ich einige der interessantesten Kapitel seiner Autobiographie als Anhang beifügen, womit dem trefflichen Darsteller besser gedient sein wird, als mit bloßen Exzerpten in einem Abendvortrag. (Siehe Beilage II.)

Die genannte Wienfahrt wurde aber auf mancherlei Umwegen gemacht. Sie ging von Tübingen nach Ulm, dann nach München, Salzburg und Tirol, und nachdem sie alle die herrlichen Szenerien genossen hatten, nach Linz, von wo sie mit einem Donaudampfer nach Wien kamen, noch ehe das Spätsommer-Semester begonnen hatte. Nachdem er und sein Kollege sich in der Alser Vorstadt, in der Nähe des Hospitals auf einige Monate Logis gemiethet hatten, belegten sie die gewünschten Kollegia an der Klinik, bei Prof. Skoda percussion und auscultation, und bei Dr. Blanky, dem Gehülfen des Prof. Rockitansky, pathologische Anatomie, die an Leichen veranschaulicht wurde. „Es war uns erlaubt", schreibt er, „jedes Zimmer des Krankenhauses (dasselbe hatte 6000 Betten und die damit in Verbindung stehende Gebäranstalt „Josephineum" 1500 Betten) unentgeldlich zu besuchen, da, mit Ausnahme von Prof. Skoda, die Aerzte nicht dozirten. So kamen wir Morgens 8 Uhr zu Skoda und machten mit ihm die Runde bis 10 Uhr. Dann besuchten wir vielleicht einen Saal, wo Operationen gemacht wurden, oder gingen durch die Gebäranstalt. Nachmittags von halb zwei bis halb vier Uhr waren Sektionen und mußte jeder in der Reihe Sektionen machen und die Todesursache bestimmen. So flog uns die Zeit dahin, wir wußten nicht wie." Aber, meint er, der Aufenthalt in Wien wog zwei Semester in Tübingen auf.

Allein Skoda und Blanky schlossen ihre Vorträge, die Wechsel waren bei dem flotten Leben in dem lustigen Wien sehr zusammengeschmolzen, darum mußte an die Heimkehr gedacht werden. Im Herbst kehrte Zipperlen nach der Heimath zurück, um in der stillen Stube sich auf das Staatsexamen vorzubereiten.

Am Vorabend vor seiner Abreise wurde ihm von den in Wien gewonnenen Freunden ein Abschiedskommers gegeben, wobei es flott herging. Zum Zeichen, wie beliebt Zipperlen bei den Komilitonen in der Donaustadt bereits geworden war, und wie er auch damals schon den köstlichen Humor zu pflegen verstand, wodurch er sich liebe Freunde erworben hatte, mag hier ein Akrostichon Gedicht von Dr. Cellarius aus Gießen mitgetheilt werden, das in der Handschrift des Verfassers mir vorliegt.

Das Akrostichon lautet: „Zipperlen lebe wohl und glücklich!“

Zusammen saßen in der „Elster“ Saale,
In des Beyer's Kaffeehaus,
Polternd oft wir bei dem Mahle,
Pochten auf in Saus und Braus.
Ei, könnt der Verein doch immer so blühn,
Rief mancher der lustigen Schaar.
Leider doch will wieder Einer entfliehn,
Er, der einer der Liebsten uns war.
Nur wenig Stunden noch in unf'rer Mitte
Lebt er, der heitere Musensohn;
Eilt morgen schon, gekleid't als Britte
Beim ersten Morgenstrahl davon.
Wo finden wir wieder einen
Oft an, und endlich, wie ihn
Heiter stets; auch bei österreichischen Weinen
Ließ er manch Stündlein rasch uns entfliehn.
Und so oft wir auch ihn gesehen,
Nie sahn wir ein finster Gesicht.
Doch dem drängenden Schlaf widerstehen
Gelang nach eilf Uhr häufig ihm nicht.
Länger also will er nicht weilen,
Unser sehn im trauten Verein;
Es treibt ihn gar mächtig zu eilen
Citissime nach Bietigheim.
Kann und mög er in Thekla's Liebe
Lieb und Freundschaft auch uns bewahren
Im Ost und West, wohin uns das Schicksal zerstiebe.
College nicht bloß, nein, Freunde woll'n wir bleiben,
Heut wie sonst, so lang wirs noch treiben!

Z. f. E. a. Dr. Cellarius

Mit seiner Fahrt nach Wien kam das Jugendleben Zipperlen's zum Abschluß. Es war das Ende seiner Lehrjahre. Was er aber in dieser Zeit analytisch in sich aufgenommen, das von Außen Empfangene, begann bereits in einzelnen selbstständigen Ideen sich zu verbreiten. Immer jedoch lebten die Eindrücke, nicht sowohl die in den Lehranstalten aufgenommenen, sondern vielmehr die äußeren Erscheinungen der Natur in ihm auf, die er dann aus seinem Geiste gesellschaftlich und später schriftstellerisch auf seine Umgebung weiter zu verbreiten verstand, mit einer solchen Frische und Lebendigkeit, wie sie nur selten zu Tage tritt, und wie es seine naturhistorischen und Reiseschriften deutlich bekunden. Dieses äußert sich

schon durch den in Wien so schnell erworbenen Freundeskreis, von dem eben die Rede war. — Doch wieder zum Faden unserer Erzählung zurück.

Die Heimreise, welche im Oktober stattfand, meint Zipperlen, sei nicht so angenehm unterhaltend verlaufen, als die Hinreise. Sein Kollege, Kohlhaas, blieb noch für einige Wochen in Wien, um dann von dort nach Berlin zu gehen. In Bietigheim angekommen, hielt sich Zipperlen hier nur so lange auf, bis er mit seinem Onkel Vormund einige pekuniäre Angelegenheiten in Ordnung gebracht hatte, und dann ging er nach Ludwigsburg, wo er im Hause seines andern Oheims, Dr. Keller, sich auf das Staatsexamen vorbereitete, das er im Mai 1842 glänzend bestand. Er erhielt nun, neben seiner Bestätigungsurkunde als ausübender Arzt in Würtemberg, zugleich die Anstellung als Armenarzt in dem Dörfchen Ilsfeld, mit 120 Gulden Gehalt, neben seiner Privatpraxis, allein hier gefiel es ihm nicht, und als wenige Monate darauf sein Oheim, der nach seines Vaters Tode Stadtarzt in Bietigheim gewesen war, dieses Amt niederlegte und von dort fortzog, ging Zipperlen nach Bietigheim, um eine Privatpraxis zu beginnen. Er hatte auf die Stelle des Stadtarztes gehofft, allein diese entging ihm, da der Ortsschulze einen Günstling vorschob, der dann das Amt erhielt. Durch sein heiteres und gefälliges Wesen machte er sich in der Stadt und Umgegend rasch beliebt und erwarb sich bald eine lohnende Patientenklientikel, so daß er sich im Kreis seiner Kindheitsheimath bald behaglich fühlte.

Bei einer Johannisfestfeier im Jahre 1844 in dem benachbarten Brackenheim lernte der junge Arzt seine spätere Gattin, Marie Holland, kennen. Sie war die Tochter des in Besigheim verstorbenen evangelischen Predigers Holland, und versah bei ihrem Oheim in Brackenheim auf kurze Zeit die Haushaltung, wo sie mit Zipperlens Schwester, Mathilde, die bei einem Onkel Göhring auf Besuch war, bekannt und befreundet wurde. Als Fräul. Holland ein paar Monate später nach Ludwigsburg, wo ihre Mutter seit dem Tode ihres Gatten wohnte, heimkehrte, wurde sie von Adolph dorthin begleitet, und unterwegs fand dann die wechselseitige Liebeserklärung und Zustimmung statt, die einen Monat später, als auch die Einwilligung von Mariens Mutter erlangt war, mit der Verlobung und am 22. April 1845 mit der Trauung in Ludwigsburg abgeschlossen wurde.

Nun erwachte unserm jungen Arzt in Bietigheim neues Leben, daß sich noch mehr erhellte, als dem jungen Paar anfangs 1846 ein Knäblein geboren wurde, das aber kurz nachher starb. Im Frühjahr 1847 folgte dem Erstgeborenen ein Töchterchen, Georgine, das nun die Freude der Eltern wurde. Aber es regte auch die Sorge unseres Freundes an: wie wird sich die Zukunft gestalten, wenn der Kindersegen sich mehrt? — Das Einkommen seiner Praxis war noch bescheiden und reichte kaum zu ihrem anständigen Lebensunterhalt aus. — Um diese Zeit las Zipperlen die

„Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre" von Charles Sealsfield, die soeben in Stuttgart im Druck erschienen waren, und die lebendige Darstellung von Land und Volk in den Vereinigten Staaten zogen ihn so mächtig an, daß er sich mit dem Gedanken trug, nach Amerika auszuwandern. Auch seine Gattin war damit einverstanden, und das vom Vater ererbte Vermögen reichte hin, zur Bestreitung der Reisekosten und zum Ankauf eines kleinen Landgutes in der neuen Heimath. Schon waren alle Pläne reif zur Ausführung, als er im März 1847 den Ruf als Stadtarzt in Brettheim erhielt, wobei ihm noch das Privilegium gewährt wurde, eine eigene Apotheke anzulegen.

In Brettheim, das in einer reichen Gegend gelegen und von großen Bauernhöfen umgeben war, machte sich Zipperlen bald durch seine anregende Thätigkeit beliebt. Durch sein eifriges Bemühen trat hier im Spätjahr 1847 ein Liebhaber-Theater in's Leben, dessen Direktor und Haupt-Darsteller er war. Auch ein Stammtisch entstand, an welchem er den Vorsitz führte — die Genossen waren der Pfarrer Schmidt, der Lehrer, der Amtsvogt und zwei Gemeindevorsteher. So wurde ihm das Leben in Brettheim bald recht angenehm. „Aber", schreibt er, „bei mir war es eine beschlossene Sache, auszuwandern, als ich sah, wie im Parlament nichts erzielt wurde. Und als dann mit der Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser die Gemüther, nach der aufgeregten Frühjahrszeit, wieder Ruhe gefunden hatten und das Vertrauen zurückgekehrt war, verkaufte ich meine Fahrniß, packte zusammen, was ich übers Meer mitnehmen wollte und verließ mein liebes Brettheim, das mir für anderthalb Jahren ein höchst angenehmer Aufenthalt gewesen war, im Juli 1848." Inzwischen war ihnen in Brettheim noch ein Söhnchen geboren worden, zu dem Pastor Edwin Schmidt Taufpathe war, und der deshalb den Namen Edwin erhielt.

Um diese Zeit machte Zipperlen noch die Bekanntschaft des Bruders des Pfarrers Schmidt, der schon eine Reihe von Jahren in Amerika gelebt hatte und in Weinsberg, Holmes County, im Staate Ohio wohnte, das von einem älteren Bruder, Christian Schmidt, um das Jahr 1830 gegründet worden war, und dieses amerikanische Weinsberg wurde denn auch das Ziel von Zipperlen's Reise. — Die Geschichte dieser Reise, welche er bald nach der Ankunft in der neuen Heimath als Brief an seine Verwandten in Bietigheim schrieb, übergehe ich, da sie von mir im IX. Band des „Deutschen Pioniers" (S. 89 ff.) veröffentlicht wurde. Es ist die früheste schriftstellerische Arbeit Zipperlen's, sprudelt vom köstlichsten Humor und bekundet schon den ausgezeichneten Reiseschriftsteller, wie er später in seinen drei Coloradoreisen so trefflich sich offenbarte. Das Manuskript dieser Reisebeschreibung unseres verstorbenen Freundes, das sich in meinem Besitz befindet (er brachte es von seiner Europareise im Jahre 1877 mit

zurück und schenkte es mir), ist ein Kuriosum ganz eigener Art. Es ist auf einem doppelten Briefbogen von acht Seiten kleines Format (propatria, 9 × 12 Zoll) so en miniature geschrieben, daß man eine Loupe nöthig hat, es zu lesen. Im „Pionier" gedruckt füllte dasselbe 42 Seiten groß Oktav.

In Weinsberg wurden sie von Christian Schmidt, dem Gründer des Städtchens, freundlich aufgenommen und ihnen zwei Zimmer im Hause zur Verfügung gestellt. Schmidt hielt das Gasthaus (Tavern) im Ort. Hier blieben sie den Winter über bis zum nächsten Frühjahr, als Zipperlen sich in dem benachbarten Middletown ein kleines Häuschen und Landgut miethete, wo er dann die Landwirthschaft mit der ärztlichen Praxis verband und sich im Erlernen der englischen Sprache übte.

Im Sommer 1850 starb ein deutscher Arzt, Dr. Dalwig, in Canal-Fulton, woselbst bei 1500 Einwohnern schon vier amerikanische Aerzte waren. Dort ließ sich Zipperlen nun als Arzt nieder, weil doch viele Deutsche, meistens Würtemberger, hier wohnten, allein diese waren lauter Methodisten, und nachdem sie an unserem Doktor mehrfache mißlungene Bekehrungsversuche angestellt hatten, wie er schreibt, wurde er von ihnen, wie es im amerikanischen slang heißt, geboykottet. Nach mancherlei Fährlichkeiten, die hier übergangen werden müssen, kaufte er im Jahre 1853 von dem späteren Gouverneur David Tod sieben Acker Hügelland in Clinton, wo er nun eigenhändig ein Haus baute, einen Weinberg pflanzte und unter den Bergwerksleuten der dortigen Kohlengruben eine lohnende Praxis erhielt.

Nachdem er fast sieben Jahre auf seinem Anwesen verlebt hatte, glaubte er doch, in einer größeren Stadt sich ansiedeln zu müssen, um seinen Kindern eine bessere Schulung verschaffen zu können (es waren inzwischen noch drei weitere Kinder geboren worden, wovon das erste, ein Knäbchen, bald nach der Geburt starb, und die beiden die Eltern überlebenden Töchter, Hermine, verwittwete Frau Hansen, und Marie, vermählte Frau Schumacher in Akron, Ohio, den Tod der Eltern betrauern.) Zipperlen wählte dazu das unferne Akron, wohin er im Dezember 1860 übersiedelte, und wo er schon bekannt war, weil er mehrere Jahre lang jeden Montag hierhergekommen und eine Art Klinik gehalten hatte. Seine Praxis ging zwar gut, allein er hatte am Schluß des Jahres, wie er schreibt, nicht viel übrig.

Da brach im Jahre 1861 der Bürgerkrieg aus, und weil er schon seit 1855 Divisionschirurg in der Staatsmiliz gewesen war, dachte er daran, sich zum Examen eines Regimentsarztes in der Ohioer Volonteur Armee zu melden, ging nach Columbus und wurde angenommen. „Aus 23 Kandidaten", schreibt er, „passirten vier das Examen, darunter ich, die übrigen fielen durch." Im März 1862 schrieb ihm Gouverneur Tod, er möge

nach Columbus kommen, da er einen guten Platz für ihn habe. Camp Dennison bei Cincinnati sollte zum Militärhospital eingerichtet werden und Gouv. Tod bot ihm hier eine Stelle als Hospitalarzt an, bis er ihn in ein Regiment plaziren könne. Endlich im Juni 1862 wurde Zipperlen zum Regimentsarzt des 108. Ohioer Volonteur Infanterie-Regiments ernannt, das inzwischen in Cincinnati rekrutirt worden war.

Die von unserm Freund so graphisch geschilderten Kriegserlebnisse, welche er ja im Klub in mehreren Vorträgen mitgetheilt hat, müssen hier übersprungen und für die Beilagen reservirt werden. Sie bilden eins der interessantesten Kapitel zur Geschichte des Bürgerkrieges von 1862–1865, in welcher Zeit er die ganzen Feldzüge von Kentucky und Tennessee, durch Georgia, Süd- und Nord-Carolina bis Richmond mitgemacht und zum Brigadearzt mit Majorsrang befördert worden war. Beim Einzug in Washington (Mai 1865) gehörte seine Brigade zu den sog. "Sherman Bummers." Im Juni 1865 wurden sie in Camp Dennison ausgemustert und abgelöhnt.

Das 108 O. V. I. Regiment, dessen Arzt Zipperlen auf diesen Feldzügen gewesen, war, wie bereits bemerkt, in Cincinnati rekrutirt worden, und hierher kehrten die meisten Leute auch nach dem Kriege wieder zurück. Das veranlaßte ihn, sich in dieser Stadt als Arzt niederzulassen (Sommer 1865). Nachdem er zuerst seine Familie in Akron besucht hatte, nahm er an dem in den letzten Tagen des August 1865 in Columbus O. stattgefundenen Gesangfest inaktiv Theil, obwohl er noch Mitglied der Akroner Liedertafel war. Als das Fest vorüber, schloß er sich den Cincinnatier Sängern auf ihrer Heimreise an, und so wurde Zipperlen mit den Mitgliedern des damals blühenden „Männerchors", der beim Gesangfest als Sieger im Preissingen hervorgegangen war, bekannt, dem er auch nach ihrer Rückkehr als zweiter Tenor beitrat.

Zu jener Zeit wurden in Cincinnati Opern aufgeführt, zuerst vom „Männerchor" und später vom „Orpheus." Das war nun recht nach dem Geschmack unseres kunstsinnigen Freundes, der ja schon in der Jugend in Brettheim und in Amerika in Akron sich für das musikalische und dramatische Leben interessirt und selber geschauspielert hatte. Bemerkenswerth in Cincinnati ist seine Sprechpartie des Almansor in Karl Maria v. Weber's Oper „Oberon", wobei er seinen schwäbischen Dialekt, bezw. das Verschlucken des „n" am Ende der Worte, nicht verleugnen konnte. Sein im Feuereifer gesprochenes „Zündt de Haufe a!" war lange Zeit in Cincinnati ein beliebtes Stichwort. Anfänglich ärgerte er sich darüber, aber später nahm er die Wiederholung bzw. Nachahmung in Gemüthsruhe auf. Es ist hierbei zu bemerken, daß fast alle Schwaben ihren heimathlichen Dialekt in der Fremde sich schwer abgewöhnen können. Nach längerem Aufenthalt in Cincinnati verlor sich bei Zipperlen diese Gewohnheit, obwohl man in der Konversation ihm noch immer den Schwaben anmerkte.

Auch an den damals florirenden großartig durchgeführten Maskenbällen der Gesangvereine nahm er den lebhaftesten Antheil, und an Erfindung und Produktion von Karaktermasken kam ihm keiner gleich. Da spielte dann zuweilen seine ganze Familie mit. — Als sich (April 1868) der „Orpheus" vom „Männerchor" trennte, war auch Zipperlen einer der Sezeders und spielte dabei eine hervorragende Rolle. Das rief im „Männerchor" einen Sturm wach, und Zipperlen war einer von vier Herren, die, weil sie sich dem „Orpheus" angeschlossen und ihre Stellen als Vorstandsmitglieder im „Männerchor" nicht niedergelegt hatten, einen Prozeß zwecks Ausstoßung zu bestehen hatten. Dieser Prozeß rief in Cincinnati eine fast eben so große Aufregung hervor, als der zur selben Zeit gegen den Präsidenten Andrew Johnson erhobene sog. „Impeachment-Prozeß" in Washington. Zipperlen wurde als Rädelsführer, aus dem „Männerchor" ausgestoßen, während man die drei andern, die sich doch desselben Vergehens schuldig gemacht hatten, in ihren Stellen beließ. Es war in der That eine lächerliche Posse; aber Zipperlen rächte sich am darauffolgenden Sonntag mit einer im strengen Bibelstil gehaltenen parodistischen Allegorie, welche im „Sonntagmorgen" veröffentlicht wurde und die in der ganzen Stadt ein gewaltiges Lachen hervorrief. Als im darauf folgenden Winter diese Affaire auf dem Maskenball des Orpheus in einer komisch-satyrischen Original Operette, „Die Vehme im Froschreich" (Dichtung und Musik von Mitgliedern des „Orpheus") persiflirt wurde, da verbreitete sich diese Geschichte noch weiter und erhielt sich mehrere Jahre lang durch Nachahmung von Froschfiguren auf den Karnevals, auch außerhalb des „Orpheus".

Bald nach Gründung des „Orpheus" (1869) wurde von Kapellmeister Barus ein Dillettantenorchester im Verein gebildet, das später als „Orpheus Kapelle" zu einigermaßen Berühmtheit gelangte, und zu diesem wurde Zipperlen herbeigezogen, der dann vierzehn Jahre lang das sog. große Schlagwerk handhabte, bis die Kapelle, nach Barus' Wegzug von Cincinnati, einging. Aber Zipperlen blieb dem „Orpheus" bis zu seinem endgültigen Einschlafen (1898) treu. Er nahm jedoch noch an dem Gesangfest 1899 aktiv theil, unzweifelhaft der älteste Sänger des Landes, denn er stand im 82. Jahre seines Lebens.

Im Frühjahr 1869 wurde nach dem Erfolg der „Froschvehme" auch der „Orpheus Karnevals-Klub" gegründet, nach dem Vorbild des Kölner Vereins „Die Funken" und der Mainzer „Narrhallia", mit kleinem und großem Rath. Dieser Klub hielt dann im Winter wöchentliche Karnevals-Sitzungen ab, und Zipperlen bekleidete im kleinen Rath das Amt des Kultusministers. Im Winter 1871–1872 löste sich der „Orpheus Karnevalsklub" auf und vereinigte sich mit dem im Jahre zuvor von einigen Mitgliedern der Presse gebildeten Klub „Die Namenlosen", der sich nicht

länger zu halten vermochte. Der neu gebildete kleine Rath, zuerst aus neun Mitgliedern bestehend, wurde aus sechs Mitgliedern des kleinen Raths des „Orpheus Klubs“ (Wilhelm Müller, Zipperlen, Rattermann, Naglo, Frihmelt und Karl Pallat) und drei Mitgliedern der „Namenlosen“ (Paul Steinhagen, Wilhelm Kaufmann und C. A. Honthumb) zusammengesetzt, denen bald nachher noch die Herren Eduard Göpper und der Maler H. F. Farny beigefügt wurden, weshalb der kleine Rath auf elf Mitglieder erhöht ward. Dieser Klub: „Die Namenlosen“, bestand bis zum Frühjahr 1877, und bildete unser verstorbene Freund stets eine Hauptfigur, in den Sitzungen des kleinen Raths sowohl, als auch bei den alljährlich veranstalteten öffentlichen Karnevalsfesten der „Namenlosen“, zu denen sich die Aristokratie der „Königin des Westens“ stets herbeidrängte, so daß von den Reinerträgen dieser Feste der kleine Rath in allen seinen Sitzungen kostenfreien Wein trinken konnte. „Eine solche Bande“, äußerte sich später der Maler Farny, „kommt nie wieder zusammen!“

Als die „Namenlosen“ sich im Sommer 1877, verursacht durch den Wegzug einiger seiner besten Mitglieder aus Cincinnati, auflöste, wurde die Gründung des „Deutschen Litterarischen Klubs“ besprochen und derselbe auch im Spätherbst jenes Jahres ins Leben gesetzt. Diesem, unserem jetzt blühenden Verein gehörte Zipperlen vom Tage der Gründung bis zu seinem Tode an. Er war einer der eifrigsten und treuesten Mitglieder desselben. Das sagt aber noch nicht alles. Jedes Jahr war er mit seinen Vorträgen bereit, zuweilen zwei und drei Mal des Jahres. Diese Vorträge waren vorwiegend wissenschaftliche Abhandlungen, meistens aus der Naturgeschichte entnommen. Darunter wiegen, wie das bei seinen allbekannten Neigungen für die Thierwelt, natürlich ist, die Themas aus der Zoölogie vor. Eine Anzahl dieser Vorträge sollen hier genannt werden. Ich halte mich bei Aufzählung dieser Vorträge nicht an die Zeitfolge, sondern mehr an eine Gruppirung derselben, und nenne auch nur einige der bedeutendsten darunter.

Geschichte der Entstehung und Entwickelung der zoölogischen Gärten. (Als Broschüre gedruckt.)

Ueber die Thiergärten in Deutschland und London.

Einige Reminiszenzen aus den ersten Anfängen des zoölogischen Gartens in Cincinnati.

Ueber Züchtung der Thiere in den zoölogischen Gärten.

Krankheiten der Thiere in der Gefangenschaft.

Ueber Sterblichkeit der Thiere in den zoölogischen Gärten

Ausgestorbene und aussterbende Vögel.

Kolibris in der Gefangenschaft.

Liebe der Thiere zu den Menschen.

Beiträge zum Seelenleben der Thiere.

Der Hund als Feind des Menschen.
Ueber Importation von Singvögeln.
Aquarium und Terrarium.
Eidechsen im Terrarium.

Das sind nur einige wenige der im Klub mitgetheilten zoölogischen Studien. Außer diesen wurden von ihm weit über hundert „Skizzen aus dem zoölogischen Garten" viele Jahre lang in den Cincinnatier Sonntagszeitungen: „Sonntagmorgen" und „Westliche Blätter" veröffentlicht, die aufzuzählen zu umschweifend sein würde. Mehrere der bedeutenderen, besonders solche, die auf spezifisch amerikanische Thiere Bezug hatten, wie über Buffaloes, Prairie Antilopen, „Grizzly"- und Zimmt-Bären, Prairie-Wölfe (Cojotes), und Prairie-Hunde, Pumas (Silberlöwen), Wildkatzen, Biber 2c., sowie über die Geburt eines Seelöwen im Garten, wie er meinte, wohl das erste in der Gefangenschaft geborene Exemplar, wurden von Dr. Roll in den Zeitschriften „Der Zoölogische Garten" u. „Die Isis" in Frankfurt a. M., andere ornithologischen Inhalts von Dr. Ruß in Berlin in dem Journal „Die gefiederte Welt", theils ursprünglich publizirt, theils aus den hiesigen Blättern abgedruckt.

Als Zoölogе erwarb er sich damit in Deutschland einen berühmten Namen; und wurde er von der „Senkenbergischen Naturhistorischen Gesellschaft" in Frankfnrt a. M., jener 1817 gegründeten ältesten naturwissenschaftlichen Gesellschaft Deutschlands, der auch Goethe angehört hatte, schon 1879 als korrespondirendes Mitglied aufgenommen, eine Ehre, die nur den ersten Männern der Wissenschaft als Auszeichnung zu Theil wird. Als im Jahre 1884 Dr. Brehm, der berühmte Verfasser des „Thierlebens", nach Amerika kam, suchte er vor allen andern Dr. Zipperlen auf, den er in seiner bescheidenen Wohnung mit einem Besuch ehrte.

Aber auch andere wissenschaftliche Abhandlungen wurden von ihm in unserem Verein vorgelesen. Ich nenne hier nur wenige derselben:

Gletscher und Gletschertöpfe.
Die Pfahlbauten in der Schweiz und Italien.
Die Völker Europas. Eine ethnologische Studie.
Paläontologische Abhandlung über geologische Formationen und ihre Zeitalter.
Die Kunst des Schwimmens.
Ueber Mesmerismus und mesmerische Erscheinungen.
Unbekannte Natur- und Seelenkräfte.
Hypnotismus und Suggestion.
Elektro-Psychographie 2c. 2c.

Von ebensogroßer Bedeutung, als seine genannten wissenschaftlichen Abhandlungen und Skizzen, sind Zipperlen's Reiseschilderungen. — Ich habe bereits von seiner Fahrt nach Wien im Jahre 1841 und der Reise

nach Amerika gesprochen, die beide wahrhaft reizend von ihm beschrieben wurden. Diesen schließen sich dann seine drei Reisen nach Colorado und seine im 83. Lebensjahr in Gesellschaft seiner ebenfalls hochbetagten Gattin unternommene Reise nach Süd-California an. — Die erste Reise nach Colorado machte Zipperlen im Jahre 1881. Sein Sohn Edwin war einige Jahre früher nach Colorado gegangen, um sein Glück als Minen-Prospektor zu versuchen. Er war auch erfolgreich und hatte schon etliche ergiebige Claims gesichert, als er plötzlich im Juni jenes Jahres in der Nähe von Silverton am Schlag starb. Die Nachricht von dem unvorhergesehenen Tod des jungen Mannes, welche der Genosse desselben, McDonald, an den Vater sandte, bewog diesen, sofort in Begleitung seiner Tochter Georgine, eine Reise nach dem amerikanischen Alpenstaat zu machen.

Diese Fahrt, im Juli des genannten Jahres, in so trauriger Stimmung sie auch unternommen worden war, vermochte doch nicht, seinen empfänglichen Geist für die Eindrücke der Naturschönheiten jenes wundervollen Landes zu besiegen. Er führte ein Notizbuch mit sich und zeichnete sorgfältig alle Sehenswürdigkeiten auf, die sich seinem empfänglichen Auge darboten. Er schrieb diese Reise im Herbst nieder und brachte sie in drei Vorträgen im Klub zu Gehör. Sie wurden auch zur Zeit im „Sonntagmorgen" veröffentlicht.

Wenn es je einen Reiseschriftsteller gegeben hat, der mit der feinsten Einsicht in alles, was die Natur und in diesem Falle auch die Ingenieurskunst dem empfänglichen Sinne bot, in Wort und Schrift wiederzugeben vermochte, so war Zipperlen dieses herrliche Genie. Seine Beobachtungsgabe für alles was sehenswürdig war, und seine Darstellungskraft reihen sich vollgültig Seume's „Mein Sommer" zur Seite, übertreffen dieses noch durch die viel reicheren Farben des weit südlicher als Norwegen gelegenen Colorado auf mancherlei Weise. Zipperlen war von allen unsern Reiseschriftstellern, und der Klub hat deren eine stattliche Reihe unter seinen Mitgliedern zu verzeichnen — ich nenne nur Brühl und Topmöller — unbedingt derjenige, der die schärfste Beobachtungsgabe, verbunden mit den naturwissenschaftlichen Kenntnissen besaß, und der das was er schaute in einfacher, aber warm fesselnder Weise mitzutheilen verstand. Ich trete mit dieser Behauptung unserm Freund Topmöller, der auf diesem Felde sein Nachfolger wurde und dem ein größeres Beobachtungsgebiet zur Verfügung stand, gewiß nicht zu nahe.

Eine zweite Reise nach Colorado unternahm Zipperlen, als seine Tochter Georgine sich mit dem genannten McDonald vermählt hatte und in der Nähe von Silverton wohnte. Diesmal ging die Reise weiter, bis zur Wasserscheide, wo ein kleines Bächlein sich in zwei Arme trennt, von denen der eine dem Rio Grande zufließend in den Golf von Mexiko ausmündet, während der andere nach dem Rio Colorado eilt, um im Golf

von California sein Endziel zu finden. Von dieser Reise hat Zipperlen nur zwei Kapitel aus zwölf im Klub zum Vortrag gebracht, aber die ganze Reiseschilderung ist wieder im „Sonntagmorgen“ veröffentlicht worden.

Die dritte Coloradoreise machte Zipperlen, als er die traurige Nachricht von dem Tode seiner Tochter Georgine erhielt. Sie ist auch kürzer geschildert und wurde in den „Westlichen Blättern“ veröffentlicht. — Seine letzte Reise machte unser Freund nach Los Angeles in Süd-California, wie bereits gemeldet, in Begleitung seiner Gattin, um in der wundervoll lieblichen Stadt an der pazifischen Seite des Landes seine dort sich aufhaltende Tochter Marie und deren Gemahl zu besuchen. Diese Reise wurde wieder höchst malerisch beschrieben als Vortrag im Klub verwerthet und ist in den „Westlichen Blättern“ gedruckt worden. Sie überfließt vom Lob des reizenden Landes im Goldstaate an der Küste des stillen Meeres. „Wenn ich nicht so alt wäre“, sagte Zipperlen zu mir, „so würde ich nach diesem herrlichen Klima ziehen, wo ich den schönsten Frühling meines Lebens zwischen Palmen- und Orangenanlagen, Rosen und Blumengärten aller Arten zugebracht habe.“

Bei diesen Reiseerzählungen bin ich eigentlich aus der chronologischen Ordnung gewichen, um den Zusammenhang mit dem Klub nicht zu verfehlen oder ihn vielmehr doch auseinander zu reißen, weil ich wieder darauf zurückkommen muß. — Im Jahre 1877, ehe noch der Klub gegründet wurde, fand das vierhundertjährige Jubiläum der Tübinger Universität, seiner alma mater, statt und um diesem beiwohnen zu können und auch zugleich die alte Heimath und seine Geschwister wiederzusehen, machte Zipperlen in Begleitung seiner Gattin eine Reise nach Deutschland. Als Frucht dieser Europafahrt hat er eine Reihe Schilderungen der zoölogischen Gärten Deutschlands in der von seinem Freund J. B. Jeup zur Zeit redigirten Cincinnatier „Abendpost“ veröffentlicht, die außerordentlich anziehend und belehrend zu lesen sind. Er schildert darin in seiner bekannten sinnigen Manier, lobend und tadelnd, die Vorzüge und Nachtheile, sowie den Zustand der Thiergärten in Köln, Frankfurt a. M. (wobei er auch eine Beschreibung des dortigen Palmengartens anfügt), Hannover, Berlin, Hamburg, Dresden und Stuttgart. Durch diese Schilderungen, wie auch durch die bereits genannten „Skizzen aus dem zoölog. Garten“, weckte er das Interesse für unsern Thiergarten, dessen verdienstvollster und uneigennütziger Apostel er stets gewesen ist.

Aber die Krone seiner damaligen „Spezial-Korrespondenzen“ in dem genannten Blatt war seine Schilderung des Tübinger Jubiläums. — Bei dem großen Festzug trug unser Doktor das Sternenbanner, das einzige fremdländische im Zuge, das überall mit Jubelrufe und Taschentücherschwenken begrüßt wurde. War Zipperlen doch der einzige amerikanische Theilnehmer an dem Feste. So wurde ihm auch beim Festmahl ein Toast

zugetheilt, ein Auftrag, dessen er sich mit vieler Grazie zu entledigen wußte. Als er aber seine kurze Ansprache mit einer eigenen Uebersetzung aus Longfellow's "Morituri Salutamus" schloß, da hatte er bei allen Theilnehmern eine sympathische Saite zum Klingen gebracht. Das Gedicht mag hier als Beispiel seiner poetischen Anlage eingefügt werden:

Nun, alte Mitstudenten, deren Zahl
Nicht halb so groß mehr ist, wie dazumal,
Ihr, deren theuren Namen man bis jetzt
Noch nicht das Wörtchen „selig" vorgesetzt,
Euch grüß ich! Feierlich verkündet heut
Ein neu Jahrhundert eine neue Zeit.
Des Wiedersehens Freude hebt das Herz,
Doch zu der Wonne mischt sich auch der Schmerz.

Wo sind die Andern? — Eine Stimme ruft:
Sie ruh'n! Der hohle Ton mahnt an die Gruft.
Ich nenne Keinen; Jeden von uns zieht
Nach einem theuren Grabe das Gemüth
Und Jeder fühlt in seiner eignen Brust
Den Gram um einen schmerzlichen Verlust.
Ich sehe manchen weißen Leichenstein
Dort schimmern in des Abends Dämmerschein;
Es zaubert auch der Sonne letzter Strahl
Sein herrlich Gold auf alle ohne Wahl.
Noch einen langen schwermuthsvollen Blick
Und von dem Friedhof kehren wir zurück
Zu Pfaden, wohlbekannt noch unsern Füßen
Aus unf'rer Jugendzeit, der holden, süßen.

Was sag ich Euch? — Schweig oder rede ich? —
Was ist das Beste? — Wenn mein Auge sich
Den Häuptern zukehrt, die mir zugewandt,
So freundlich mild und doch so unbekannt,
So scheint der Ort verwandelt mir gar sehr,
Es ist wie einst und ist es doch nicht mehr.
Erinnerungen stürmen auf mich ein.
Von Geistern wimmelt es auf Flur und Hain.
Gern schliche ich geräuschlos mich hinaus,
Gleichwie man schleicht aus einem Trauerhaus:
Ich kann nicht gehn, es hält ein Bann mich hier,
Wie festgewurzelt weil ich an der Thür,
Gleich dem, der fährt aus schwerem Traum empor
Und kann nicht reden, so komm ich mir vor.

Fort mit dem Traum! laß hin die Sorgen fahren!
Fort mit dem Nebeldunst von vierzig Jahren!
Nicht Zeit, nicht Raum dräng zwischen uns sich ein;
Kein Fremdling will in Eurer Mitt' ich sein!
Hier endet jeder Zweifel, jedes Zaudern!
Laßt, Freunde, uns von alter Zeit nun plaudern!

„Mancher stille Händedruck", schreibt er, „manche heimlich in's Glas fallende Thräne, mancher mit von Rührung unterdrückter Stimme kaum hervorgebrachte Dank sagten, daß ich hier eine tiefe, weiche Saite angeschlagen hatte. Es war für uns alle der feierlichste Moment des ganzen Festes. Ein frischer Salamander auf die jetzige akademische Jugend brachte jedoch alles wieder ins alte Fahrwasser zurück."

Am nächsten Nachmittag fand dann der Empfang beim König im Refektorium des ehemaligen Klosters Bebenhausen statt, wo Zipperlen die memorabele halbstündige Unterredung mit Se. Majestät hatte, die damit endete, daß er den König um ein Geschenk von ein Paar Axishirsche für unseren Zoölogischen Garten bat, die dann auch wirklich (ein Bock und zwei Geißen) vom König geschenkt wurden. — Doch wieder zum Litterarischen Klub zurück.

In unserem Verein war Zipperlen der Humorist par excellence. Bei den Stiftungsfesten und Sommerfestlichkeiten wurde es bald nach Gründung des Klubs Gebrauch, durch humoristische Vorträge, untermischt mit heiterem Liedergesang, Toasten und Salamanderreiben, die Festfreude zu würzen, und da war Zipperlen, dem, wie er einst von Prof. Pauli gesagt hatte, der Korpsbursche zu allen Knopflöchern herausguckte, so recht in seinem Fahrwasser. Trotz all unseren Bemühungen, besonders Wilhelm Müller's und meiner Wenigkeit, mit ihm zu Wetteifern, fielen wir jedesmal neben ihm matt zurück, er schoß immer den Vogel ab und wir alle mußten ihm den Preis zuerkennen. Ich will etliche seiner humoristischen Themas hier bei ihren Titeln nennen. Beim zweiten Stiftungsfest des Klubs brachte er wieder ein Kapitel im biblischen Stil zu Gehör: Buch der Makkabäer, Kap. 16 (das Buch der Makkabäer hat nur 15 Kapitel), und behandelte in Manier der Komik Vorfälle während des verflossenen Jahres im Klub. Der ernste Bibelton gewürzt mit lustigem Inhalt wirkte elektrisch auf die Lachmuskeln der Anwesenden.

Aber erst beim 3. Stiftungsfest kam der eigentliche Humor zur Geltung, wobei Zipperlen seine unvergeßliche Humoreske: „Wurstamentik, oder der Einfluß der Wurst auf die Entwickelung der Architektur" vortrug, die mit Kartonzeichnungen vom Bildhauer Joseph Sibbel illustrirt wurde. Dieses Zwerchfall erschütternde Opus ward später im „Puck" veröffentlicht und fand so eine weite Verbreitung.

Nun war das Eis für den Humor bei den Festen des Klubs gebrochen und Zipperlen blieb der preisgekrönte Führer. Wir andern versuchten uns wohl auch, aber er war stets mit Leichtigkeit obenauf. Bei den nächsten Festen folgten dann von ihm, beim

4. Die Zoölogie und die Sprache.

5. Animalische Geruchlehre — (spezifisch gegen Dr. Jäger gerichtet, der damals die Seelenriecherei, neben seinem wollenen Unterzeug verkündete, und damit seltsames Aufsehen erregte).

6. Die Mode und die Thierwelt.

7. Ein Ungenannter.

8. Das Alphabet der Medizin.

9. „1886." — Weil im nächsten Jahr das seltene Zusammentreffen des Festes Mariä Verkündigung mit dem Charsamstag und Christi Himmelfahrt mit dem Markustag die frühmöglichste Ostern ankündigten, woran er dann eine humoristische Abhandlung des alten Volksaberglaubens knüpfte, mit komische Prophezeiungen für das kommende Klubjahr.

10. Der Mensch ein Mikrokosmos.

11. Der Mensch ein Makrokosmos.

12. Das zukünftige Weib. u. s. w.

Auch bei den Sommerfesten, die als Schlußfeiern viele Jahre hindurch im zoölogischen Garten stattfanden, hatte er jedesmal eine Humoreske bei der Hand, die sich aber fast alle auf den Thierbestand des Gartens und meist kritisirend bezogen, z. B. „Der zoölogische Garten als Waisenanstalt"; „Eine Wittwenheimath"; „Unsere Vettern" u. dgl. mehr.

Diese mehr als dreißig Humoresken, die zuweilen einem Saphir hätten den Neid erwecken können, kennzeichnen Zipperlen als einen Meister des Witzes und der Laune. An ihm war eigentlich ein Humorist ersten Ranges verloren. Etliche seiner Humoresken sind vor ein oder zwei Jahren in den „Westlichen Blättern" publizirt worden und erregten allgemeinen Beifall

Nur noch einige Ereignisse aus seinem Leben mögen hier kurz berührt werden, ehe ich mit meinem Vortrag zum Schluß eile. — Im Frühjahr 1891 wurde ihm von der Tübinger Universität zum fünfzigjährigen Jubiläum als Doctor medicinæ das Ehrendiplom eines Doktors der Philosophie zugesandt, von einem eigenhändigen Gratulationsschreiben des Kanzlers der Universität begleitet.

Am 22. April 1870 feierte Zipperlen mit seiner Gemahlin das Fest der silbernen Hochzeit, bei welcher Gelegenheit ihnen von den Mitgliedern des „Orphens" Gratulationen und eine Serenade gebracht wurden. — Fünf und zwanzig Jahre später, am 22. April 1895, ward das Fest der goldenen Hochzeit gefeiert, wo ihnen Ehrengaben und poetische Glückwünsche von allen Seiten zugeströmt kamen, selbst aus Deutschland von seinen

alten Universitäts-Komilitonen der „Suevia“ in Tübingen. Damals gaben auch die Mitglieder des „Litterarischen Klubs“ dem greisen Jubelpaar noch ein solennes Bankett als Nachfeier.

Beim 25. Stiftungsfest des Klubs, am 26. November 1902, wurde Dr. Zipperlen zum Ehrenmitglied ernannt.

Zu seinem 85. Geburtstag veranstalteten die Mitglieder des Vereins in aller Stille eine besondere Festlichkeit Zipperlen hatte nämlich am 6 Mai 1903 im Klub seinen Vortragsabend, und pünktlich, wie er immer war, las er an diesem Abend ein Kapitel aus seiner Studentenzeit. Im Klubsaal war nebenan eine doppelte Reihe Tafeln zu einem Festmahl gedeckt, aber mit weißen Tüchern überhangen, während die Mitglieder an der gewöhnlichen langen Tafel sich plazirten. Neugierig schaute der Doktor nach den verdeckten Tischen hin und fragte auch, was das bedeuten sollte? aber ihm wurde kein Bescheid gegeben. Als er mit seinem Vortrag zu Ende war, trat der Präsident an seine Seite und brachte dem alten Herrn namens des Klubs Gratulationswünsche zu seinem Geburtstag. Nun wurden die Tücher entfernt und Zipperlen als Gast des Klubs an den Ehrenplatz der in Hufeisenform gestellten reichbesetzten Tafeln geführt, wo er dann nach einem vorbereiteten Programm, mit Trinksprüchen, Gesang, Reden, Musik und Salamander gefeiert wurde. Die außerordentlich zahlreich anwesenden Mitglieder des Vereins ehrten ihren Nestor bei dieser Gelegenheit in durchaus würdiger Weise. Die Festlichkeit dauerte bis gegen zwei Uhr nach Mitternacht, und der Jubilar hielt auch bis zum Schluß der Feier fest Stand.

Bis Neujahr 1905 erfreuten sich Zipperlen und seine ebenfalls hochbetagte Gattin noch einer kräftigen Gesundheit, die nur einige Mal durch kurze Unpäßlichkeiten zeitweilig unterbrochen worden war. So wurden denn schon in der Stille Vorbereitungen getroffen, um das Fest der diamantenen Hochzeit des würdigen Paares am verflossenen 22. April in großem Maße zu feiern. Der Klub beschloß, das Arrangement dieser Feier in die Hand zu nehmen, und es war bereits im Geheimen ein Kommittee gebildet worden, das hierfür einen Plan ausarbeiten sollte. Da traten anfangs Januar bei Dr. Zipperlen Symptome einer ernstlichen Krankheit auf, die sich immer drohender gestalteten und schließlich das Ende voraussehen ließen; und am 28. Februar 1905 schlummerte er schmerzlos und sanft hinüber in das geheimnißvolle Jenseits. Sein Leichnam wurde, wie er es vorher bestimmt hatte, im Krematorium zu Asche verbrannt. An seinem Leichenbegängniß nahmen die Mitglieder des Litterarischen Klubs in großer Anzahl theil, und die Bestattungsfeierlichkeiten, welche von der „Hanselmann Loge 208“ der Freimaurer geleitet wurden, welcher Loge er als Mitglied angehört hatte, waren ein solenner Akt brüderlicher Freundschaft. — Kaum zwei Monate später folgte ihm seine Gattin am

7. Mai nach, die noch vierzehn Tage zuvor in anscheinend guter Gesundheit zu ihrer Tochter, Frau Marie Schumacher, nach Akron gereist war. Sie hat ein Alter von 82 Jahren erreicht.

So sind wir denn mit unserer heutigen Betrachtung den Fußstapfen unseres Freundes bis an die Urne seiner Asche nachgefolgt. Wir haben gesehen, was er im Leben seinen Freunden, der Gesellschaft und der wissenschaftlichen Welt war: ein Gelehrter und Denker, eine wissenschaftliche Größe, ein wahrer Nestor in des Wortes vollster Bedeutung, und ein reiner, liebevoller Karakter, ein Mensch ohne Falsch und Tadel.

Wenn wir vom Liebsten scheiden, das wir auf Erden besessen, so wird uns das Herz schwer und es quellen die Thränen leichter als Worte. Auch mir fließt das Herz über, wenn ich an den hingeschiedenen Freund denke, der mir im Leben ein Bruder in des Wortes voller Bedeutung geworden war, und der uns durch des herben Schicksals Schluß geraubt wurde, durch den unerbittlichen Tod, der Alle mit einem Abschiedsgruß des Lebens hinüberruft, von wannen keine Wiederkehr. Es stocken mir die Worte auf den Lippen, wenn ich meine Erinnerung zurücklenke in die Zeit, als ich den Hingeschiedenen zuerst kennen lernte und als wir, ohne besondere Formalität und fast unbewußt Freundschaft schlossen und uns von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr näher angeheimelt fühlten, bis wir schließlich jeden Abend leer vorübergegangen wähnten, an dem wir uns nicht getroffen hatten. Sicherlich ist es etwas Erhebendes um die Erinnerung, wenn sie auf eine lange Schnur von Ereignissen zurückblickt, an welcher gereiht Perlen glänzen, deren schönsten die Freundschaft versinnbildlichen.

Es gehört ein Grad von Gleichgestimmtheit dazu, um im menschlichen Gemüth die Freundschaft zu wecken. Sie zu nähren und dauernd festzuhalten, nimmt es ein wechselseitiges Temperiren und Aneinanderschmiegen, ein Nachgeben und Mitfolgen in das Eigenwesen des uns liebgewordenen Freundes. Nicht die Dominante klingt zusammen mit dem Grundton, wohl aber die weichgestimmte Quinte. Ein solches reingestimmtes Gemüth besaß unser verstorbene Freund, dessen Geist es verstand, sich überall durch Milde beliebt zu machen. Begabt mit einem warmen Gefühl für alles Schöne, Gute und Wahre, war er zugleich mittheilsam und dienstwillig, auch in seiner Umgebung dieses Gefühl zu wecken und zu beleben.

Er war ein Naturfreund in des Wortes voller Bedeutung. Ihm galt die Natur als ein in allen Wesen verkündetes Evangelium, das aber nur dort wohlklingenden Widerhall findet, wo es von gleichgestimmten Saiten berührt wird. Diese Harmonie hatte unser verstorbene Freund in hohem Grade zu eigen. Ihm klangen alle Lieder der Natur, der Jubelgesang der Vögel, wie das Rauschen des Waldes, und selbst die artikulirten Töne der wildesten Bestien, mit denen er, wie bekannt innige Vertrautheit und

Freundschaft zu schließen verstand, wie kein anderer Mensch. Ihn konnte das Brausen des Niagara begeistern und die alpengleichen Berge Colorados mit ihren Schluchten und den tief unter den Bergpfaden dahin strömenden Flüssen und Gießbächen, die er so malerisch in seinen veröffentlichten Schriften zu schildern verstand. Dabei aber verfehlte er, als geübter Botaniker, nicht, das an den Abhängen blühende eigenartige Felsenblümchen seinen Beschreibungen einzuflechten. Auch dem Gestein wandte er seine Aufmerksamkeit zu, und sein Mineralienkabinet zeugt von seinen geologischen und mineralogischen Kenntnissen.

In seinem gesellschaftlichen Verkehr war er die Liebenswürdigkeit selber, niemals rechthaberisch und streitsüchtig, oftmals nachgiebig in der Besprechung von Sachen, die er besser verstand. Ich erinnere mich nur eines Widerspruchs, den er erhob, als wir über die Frage uneins waren, ob das Maiblümchen (lily of the valley) auch in Amerika einheimisch, oder aus Europa hierher verpflanzt worden sei. Ich hatte die Blume im dichten Urwald gesehen und behauptete, sie müsse hier ursprünglich sein, was er bestritt, bis ich ihm Peter Kalm's Schilderung vom Jahre 1749 brachte, worauf er nachgab.

Vor allem war Zipperlen ein Freund heiterer Lebensanschauung. Ihm mangelte jeder misanthropische Zug, jede trübselige Melancholie, die den Geist verstimmt und uns das Dasein verkümmern läßt. Er war ein vorzüglicher Humorist, wie es nur wenige gibt, und in seinen witz- und geistreichen Darstellungen, womit er uns so oft erfreut hat, bewegte sich stets der jugendfrische Sinn, selbst noch im höchsten Greisenalter. Ich sage mit Unrecht, im Greisenalter: auf seinem bemoosten Haupte fand kein graues Haar Platz. – „Ich habe mir keine grauen Haare wachsen lassen", pflegte er scherzhaft zu sagen, wenn man sich darüber wunderte, daß der mehr als sechsundachtzigjährige Alte keine grauen Haare auf dem wohlbesetzten Haupte hatte.

Diese heitere Lebensphilosophie unseres hingeschiedenen Freundes wird uns seine Abwesenheit doppelt schmerzlich fühlbar machen, als eine Lücke in unserm Kreis, die unausgefüllt bleiben muß, bis auch wir ihm nachfolgen werden in's dunkle Jenseits. Wir können uns nur trösten mit dem Bewußtsein, daß er uns ein leuchtendes Vorbild hinterlassen hat, das stets mahnend spricht: Die Jugend liegt nicht in den Jahren, sondern vielmehr in dem Wesen und Empfinden des Menschen. Nicht die verlebten Jahrzehnte, sondern der Geist ist es, der alt oder jung macht!

Beilagen.

I. Studentenstreiche.

(Aus Zipperlen's Selbstbiographie. Mss., Seiten 23–30.)

Der Sommer 1838 sah mich zum erstenmal auf der Mensur mit dem damaligen Burschenschaftler, späteren Ministerpräsidenten von Hölder. Ein Kratzer über meine Nase und eine Sekunda dem Hölder unter dem Arm blutig geschlagen, war das Resultat. Nach der Herbstvakanz trat ich als Korpsbursche in die neugegründete „Suevia" ein, der ich auch bis zu meinem Abgang im Herbst 1840 angehörte. Im Winter 1838 wurde mit stadtdirektorlicher Erlaubniß eine maskirte Schlittenfahrt abgehalten. Die große Festlichkeit wurde nach damaliger Kunstreiter Art morgens durch einen Herold mit Gefolge, alle zu Pferde, unter Trompetenfanfaren an den Straßenecken ausgerufen, und der Ulk fing schon in der Frühe an.

Etwa 150 Schlitten waren im Zuge. Meine Wenigkeit selbst diente als Amme bei einem nach schwäbischer Art eingewickelten sechs Fuß langen Wickelkind, dem ich aus einer Maßflasche von Zeit zu Zeit Wein zu trinken gab, aber jedesmal zuerst selbst versuchte, ob das Getränke auch die richtige Temperatur hatte. Eben als wir den Hügel an der Stiftskirche herabfuhren, lenkte ein Bauer mit einer Ladung Mist auf einem Schlitten, von einem Joch Ochsen gezogen, in den Zug ein, so daß mein Schlitten gezwungen war zu halten. Der Mistbauer war ein maskirter Student. Das Wetter war prachtvoll, alle Fenster an der Straße, wo der Zug durchging, waren besetzt; aber wie erstaunte ich, daß, als mein Schlitten hielt, plötzlich alle die Mädchenköpfe von den Fenstern verschwanden. Mein Schlitten hatte zufällig vor der „Neckarthrannei" gehalten, einer Weinkneipe, wo sieben Töchter den Wein kredenzten, die ominöse Zahl mit zwei multiplizirt, gab der Kneipe noch einen andern profaneren Namen. Von diesen sieben Mädchen hatte eins Malheur gehabt, indem sie einem strammen Jungen wenige Tage vorher das Leben schenkte; und als mein unschuldiger Schlitten dort zufällig hielt, glaubten die Schwestern, daß das sechsfüßige Wickelkind eine Anspielung sei und schlossen die Läden.

Der Zug war einer der buntesten, den man sich nur denken konnte. Geharnischte Ritter, Ordensgeistliche, Landbarbiere, Bajazzos, Kunstreirinnen, Bauernmädchen, alle von Studenten personifiziert, u. zuletzt ein Pferdejude, der alle alten Schindmähren der Stadt und Umgegend zusammengesucht hatte und nun mit unter den Schwänzen gebundenen Strohbüscheln die Rosse nachzog und den Zug beschloß. Rottenburg war unser Ziel, wo es am bischöflichen Palast vorbeiging, und der Bischof, der am Fenster stand, sich höchlich amüsirte, wenn der Bajazzo rückwärts auf

seinem Esel saß, oder zwei Kunstreiterinnen oder ein dralles Bauernmädchen ihm eine Kußhand zuwarf. – Mein Wickelkind hatte ich im Schlitten verlassen, als wir in der Krone ausstiegen, und ich meine kalten Füße mit einem heißen Punch zu erwärmen versuchte. Als ich endlich wieder nach meinem Baby sah, war ein mitleidiger Bürger daran, es aus seiner Bettdecke herauszulösen, und welch Gelächter schlug empor, als das Baby mit einer Haube auf dem Kopf und weißem Ballkostüm, mit schwarzen Hosen und Sporen an den Stiefeln seinem warmen Gefängnisse entstieg und einen ganzen Schoppen Bier auf einem Zug leerte. — Ein Schlitten voll Mehlsäcke, aus denen nur die Köpfe alter Weiber herausguckten, wurde von kräftigen Armen geleert, welche die armen hülflosen Weiber, denen die Säcke am Hals zugebunden waren, entweder an die Wand stellten, daß sie nicht umfielen oder geradezu auf den Boden legten, wo wir sie auch verkauften, denn unter den Maskirten befand sich auch ein Bäcker, eine bekannte Persönlichkeit, der die armen Kerls, unter dem Versprechen, daß sie seine Bierzeche zahlen wollten, aus ihrem hänfenen Gefängniß erlöste.

In tollster Faschingslust wurde der Tag hingebracht, und auch in Tübingen dauerte der Ulk noch fort, da wir Freinacht bis 12 Uhr hatten, um welche Zeit wohl die meisten der Maskirten sich auf's Ohr legten. — Aber der nächste Tag war für die Kollegia verloren. Man sprach nur von dem gelungenen Fest; und einzelne zum Theil drastische Episoden trugen dazu bei, auch den zweiten Tag zu einem gelungenen zu machen.

Der Eintritt als Korpsbursche in die „Suevia" brachte mich auf einmal aus dem obskuren Dunkel eines „Nachtstuhles", (so wurden die nicht zu den Korps haltenden Studenten benannt) in das helle Licht eines Korpsbruders, und ich war stolz mit meinem schwarz-weiß-rothen Bande, doppelt stolz, weil die „Suevia" das patenteste Korps war. Alle adeligen Studenten schlossen sich ihm an:

„– – – – – – – – – es kneipten da
Des Landes Vollblut, Kern und Kraft,
Der Adel und die Ritterschaft."

Natürlich mußte auch die Ehre des Korps aufrecht gehalten werden, und das geschah auf der Mensur. Gewöhnlich wurde im Wald Hörele, im Bläsisbade, in Kirchinbaltiasfurt und Sebastiansweiler gepaukt. Gute Schläger waren stets zahlreich vertreten bei der „Suevia"; wer nicht wöchentlich dreimal auf dem Fechtboden erschien, verfiel in eine Strafe. Oft mußte das Versteck der Waffen gewechselt werden, da die Polizei häufig danach suchte. Als ich eines schönen Abends erfuhr, daß der Apparat der „Franken" abgefaßt worden sei, da fuhr ich mit unserem Apparat noch in der Nacht in größter Eile nach Kilchberg, wo Freiherr W. von Tessin ein Schloß hatte und warf den Sack mit dem Apparat vom Fuhrwerk aus

über die Gartenmauer, und keinen Augenblick zu früh, denn die Polizei hatte Wind bekommen und fuhr uns in einem Einspänner nach, wo sie uns eine Viertelstunde von Kilchberg einholte und aber nach Durchsuchung unserer Chaise mit langen Nasen abziehen mußte.

Im Jahre 1839 saßen wir bei Otto von der Osten bei einem famosen Frühstück, als plötzlich ein Fuchs herein stürzte und uns die beängstigende Kunde brachte, daß vor von Egloffsteins und von Brennings Thüre Polizisten ständen. Wir trauten uns nun nicht heimzugehen, denn wir hatten alle unsere Wände mit Silhouetten von Korpsbrüdern, mit Bändern, mit Korps- und Wappenköpfenpfeifen verziert, und diese wurden, wenn aufgefunden, ohne Gnade konfiszirt und konnten als Beweismaterial, daß wir der verbotenen Korpsverbindung angehörten, gegen uns dienen. Diese Zeugnisse mußten unter allen Umständen weggeschafft werden, und da wir selbst nicht wagen durften, heimzugehen, weil wir nicht wissen konnten, ob nicht Polizisten unsere Stubenthüren bewachten, so schickten wir Osten's Stiefelfuchs zu unserer Haushälterin, mit dem Auftrag, den unsere Logis in Ordnung haltenden „Hausbesen" zu sagen, daß sie an den Polizisten vorbei ins Zimmer gehen sollten, unter dem Vorwand, auszukehren und aufzuräumen — da die Polizei nur den Auftrag erhalten hatte, keinen Studenten hinein- oder herauszulassen — so gelang dieser strategische Zug vollständig, und die „Hausbesen", die vorher instruirt waren, versteckten die Silhouetten, Mützen, Bänder und Pfeifenköpfe unter ihre Kleider und trugen sie an den wachehaltenden Polizisten vorbei. Jedoch wurden bei Brenning und Egloffstein, wo die erste Haussuchung stattgefunden hatte, genug Beweismaterial, auch der Paukapparat gefunden, um darzuthun, daß wir Mitglieder einer verbotenen Verbindung seien und demgemäß zu vier Wochen Karzer verdonnert.

Der Universitäts-Amtmann, Riecke, hatte die „Schwaben" auf der Muck, weil dieselben ihm einmal, als er am Sonntag in das Bad Niederau fahren wollte, und mit dem Kutschenbesitzer um den Preis feilschte, das Fuhrwerk, es war das letzte in der ganzen Stadt, vor der Nase wegnahmen, ohne nach dem Preis zu fragen. Die vier Wochen wurden abgesessen, da aber jedem Gefangenen täglich nur eine Flasche Wein oder zwei Flaschen Bier erlaubt waren, so versuchten unsere Mägde, welche uns das Mittagessen aus unseren Kosthäusern brachten, auf alle mögliche Art und Weise uns den Stoff zuzuschmuggeln, bis dem Pedell, vulgo Pudel, zufällig die schlanke Figur eines Dienstbesens auffiel, die auffallend dick in's Karzer hineingegangen war und nun ganz dünn herauskam. Der alte Pudel erlaubte sich am nächsten Tage einige sonst als sehr unzeremoniös angesehene Griffe und entdeckte mit malitiöser Schadenfreude die unter dem Rocke um die Taille gebundenen Weinflaschen und konnte sich nun auf einmal unsere jeden Abend wiederkehrende außergewöhnliche Heiterkeit

erklären. Aber nicht lange dauerte die Schadenfreude des Pudels, denn neue Devisen wurden ausgefunden, unsern Karzerdurst mit etwas Geistigem zu stillen. Unser Mittagessen wurde uns in sogenannten Einsätzen gebracht, d. h. eine Anzahl übereinander stehenden und ineinanderpassenden Gefäßen, die durch Riemen der an den Außenwänden befindlichen Oesen gezogen zusammen gehalten und so in der Hand getragen wurden. Diese Einsätze enthielten jeder etwas über ein Quart Raum. Statt nun wie bisher Suppe, Gemüse, Rindfleisch, Braten, Brod oder Kuchen und Nachtisch, jedes in einer eigenen Schüssel zu bringen, wurden Suppe und Rindfleisch in ein Gefäß und Gemüse und Braten in ein zweites Gefäß beordert, die sonstigen Beilagen aber und Nachtisch auf Tellern servirt. So okkupirte unser Mittagessen statt fünf Schüsseln nur die beiden obersten, die unteren drei oder vier waren mit Wein gefüllt und dahinter kam der Pudel nicht, obgleich er sich nicht erklären konnte, wenn er unvermuthet unsere Thüre aufschloß und uns (wir waren immer zu zwei in einem Zimmer) so lustig und fidel fand, und hatte er doch durch Betasten und Anfühlen der Dienstboten sich überzeugt, daß sie keine Kontrebande eingeschmuggelt haben konnten.

Uebrigens kam das Karzer uns anderweitig gut zu statten, weil wir Vormittags und einen Theil des Nachmittags ziemlich fleißig studirten. So gingen die vier Wochen vorbei und wir wurden wieder einmal frei, aber nicht gewitzigt, denn augenblicklich wurden für unsere konfiszirten Waffen neue angeschafft und es wurde lustig weiter gepaukt.

In diesem Sommer hatten wir auch Gäste aus Heidelberg, lustige „Westfalen", die acht Tage bei uns bummelten und vier von uns, darunter meine Wenigkeit, veranlaßten, sie nach Heidelberg zu begleiten, wo wir riesig fetirt wurden. Wir begingen aber die Unvorsichtigkeit, an dem Leichenzug des berühmten Juristen Thibaut mit unseren rothen Korpsmützen zu erscheinen, dieselben, als die einzigen rothen im Zuge, erregten Aufsehen. Die Geschichte wurde nach Tübingen berichtet, und kaum waren wir nach vierzehn Tagen, die wir in Saus und Braus in Heidelberg verlebt, in Tübingen angelangt, als wir auf's Universitätsamt zitirt wurden, wo uns Amtmann Riecke solche unwiderlegbaren Beweise unter die Nase hielt, daß alles Leugnen umsonst gewesen wäre, und wir abermals unsere Freiheit für vierzehn Tage einbüßten.

Im Römer zu Heidelberg war es, wo unser Hauderer Kalbfell, vulgo Zapf, von den im Kutscherzimmer kneipenden Hauderern der „Westfalen" auch festlich bewirthet wurde. Dort war es, wo er die Ehre der „Schwaben-Hauderer" vindizirte, indem er auf eine Wette in vier Stunden 100 badische Schoppen Bier trank, und zum Schluß noch auf eigene Rechnung einen Extra Schoppen leerte. Unsere Heidelberg Spritztour war mit der vierzehntägigen Karzerstrafe nicht zu theuer erkauft.

Im Sommer 1839 und 1840 ging es jeden Sonntag nach Niedernau, einem drei Stunden entfernten Badeorte. Wir hatten einen Omnibus engagirt, der präzis um halb zwei Uhr vom Museum abfuhr. Unser Korpsbruder Herrmannle fungirte als Kondukteur. Das Stiftungsfest war immer mit einem Ausflug verbunden, abwechselnd wurde Balingen, Böblingen, Herrenberg oder Nagold gewählt. Ein Kommittee wurde ernannt, das die nöthigen Gefährte und Reitpferde besorgte, das Essen akkordirte und den beim Tafeln zu trinkenden Wein bestimmte, wobei sie jedesmal, wenn sie die Weinkarte von oben bis unten durchgekostet hatten, zu der Ueberzeugung kamen, daß fremde Weine zu kostspielig, und daß schon aus Patriotismus einheimischer @ 10 Kreuzer per Schoppen vorzuziehen sei. Die Weinrechnung für das Kommittee war aber regelmäßig recht hoch, doch wurde alles aus dem gemeinsamen Säckel bezahlt, in den jeder acht Gulden einwarf, wofür er aber Fuhrwerk, Mittagessen mit einer Flasche Wein und Abends den Kommers frei hatte. Die Reiter trugen schwarze Sammtspenser, Lederhosen, Kanonenstiefeln und rothe Mützen, u. waren Abends meist nicht im Stande heimzureiten, weshalb sie oft übernachteten oder unterwegs liegen blieben.

Sehr oft zog eine muthwillige Schaar aus, um Ulk zu treiben und dadurch die Polizei in Trab zu setzen. Auf einem der Hügel, auf denen Tübingen erbaut ist, befand sich eine Brauerei und dort wurden oft die leeren Fässer an der Straße derart aufgestellt, daß ein großer Stein oder ein Stück Holz unter das unterste geschoben, die ganze Reihe festankerte. Wurde aber dieser entfernt, so rollten alle Fässer den Berg hinunter. War nun eine Partie auf Ulk aus, so vergewisserte man sich, daß oberhalb bei der Brauerei kein Polizist war, dann wurde dort ein kolossaler Lärm in Szene gesetzt, der natürlich die Polizei herbeilockte, um die Ruhestörer abzufangen, aber auf ein verabredetes Zeichen, z. B. zweimaliges Husten oder Niesen wurde der die Fässer haltende Stein weggestoßen — und

Hurtig mit Donnergepolter entrollten die tückischen Fässer!

Die den Berg heraufeilenden Polizisten hatten die größte Mühe, den rücksichtslos den Berg herabrollenden Fässern auszuweichen. Natürlich waren die Uebelthäter längst in Sicherheit, tranken vielleicht noch einen unerlaubten Nachtschoppen Wein in der Bäckerei beim Stelzendepperich, so genannt weil er einen Stelzfuß hatte, wo es einmal vorkam, daß einer die eben für das Mischen des Sauerteigs mit Mehl geöffnete Backmulde für ein Sofa ansah und der Länge nach hineinplumpste. — Der Schrecken des Unglücklichen, der noch überdieß das ganze unästhetische vocabularium des dicken Bäckers sich angehen lassen mußte, läßt sich nicht leicht beschreiben. Von Kopf zu Fuß mit Mehl überzogen, klebte auch noch an seiner ganzen Rückseite der eben mit heißem Wasser verdünnte Sauerteig und keiner wußte, wie und wo dem Unglücklichen am besten zu

helfen sei. Vor allem wurde der Bäcker pekuniär entschädigt, dann schabten wir die Kehrseite des 'Reingefallenen mit stumpfen Messern, tranken zu der Arbeit ein paar Extra-Schoppen, stahlen im Abgehen das Weinschild des Bäckers, hängten es an das Haus des Dekans Pressel und legten uns nun auf's Ohr, glücklich der Polizei einen Denkzettel für viele Verfolgungen gegeben zu haben.

In einer warmen Sommernacht kamen wir einmal kreuzfidel von einem benachbarten Orte heim, wo wir den Neckar oberhalb bei der Stadt auf einer hölzernen Fußbrücke kreuzten. Einer der Unsern hatte etwas schwer geladen und fiel auf das Geländer, das, morsch wie es war, nachgab und sammt unserm Freund in's Wasser stürzte. Glücklicherweise hatte er sich nicht verletzt und war auch plötzlich ganz nüchtern geworden. Der Unwille, daß nicht genug Rechnung für die Sicherheit der über den Steg Wandelnden getragen werde, empörte uns alle so, daß wir sogleich an die Demolirung des Geländers gingen, damit die Stadt ein neues machen lassen mußte. Aber die Polizei hatte scharfe Ohren, das plumpsen der Geländerstücke in's Wasser ließ sie irgend eine Teufelei vermuthen und so kamen sie von zwei Seiten herangestürmt. Alle Betheiligten rißen aus und entkamen glücklich; bloß mir, dem Letzten, der eben das letzte Brett des Geländers losgerissen hatte, war wie weiland Herzog Ulrich auf der Brücke zu Köngen, der Rückzug abgeschnitten und keine Wahl übrig als in's Wasser zu springen und mich unter den das Ufer überragenden Weidenbüschen bis an den Hals im Wasser stehend zu verbergen. „Da ist er hineingesprungen, o den kriegen wir, der wird schon herauskommen," u. s. w., hörte ich von den verschiedenen Polizisten, von denen einige mit ihren Stöcken im Wasser herumsondirten und nach mir stupften. Natürlich verhielt ich mich mäuschenstill und erst nach einer Viertelstunde wagte ich es, unter den überhangenden Weiden vorwärts zu kriechen, bis ich einige hundert Schritte weiter unterhalb es wagen konnte, heraus zu kommen, um sogleich im Hause eines Bekannten, das dicht am Neckar stand, zu verschwinden, wo ich die gewöhnlich offen stehende Hausthür hinter mir verriegelte, im Zimmer meines Freundes mich auskleidete und im Schlafrock meines Freundes gehüllt auf seinem Sofa eine ruhige, sorglose Nacht verbrachte. In den getrockneten Kleidern gings am nächsten Morgen in's Kolleg, wo das städtische Blättchen zirkulirte, worin eine Belohnung von fünfzig Gulden für die Entdeckung der Uebelthäter ausgeschrieben war, aber umsonst; von den 15 oder 16 Betheiligten verrieth keiner den andern. Alle aber hatten gefürchtet, daß ich die Nacht im städtischen Verließ hatte zubringen müssen, und groß war die Freude, als sie mich am Morgen im Kolleg sahen.

Ein Ulk noch zu gut um verloren zu gehen. — Da wo die sogenannte Neckarhalde, eine sonnige, dem Neckar entlang ziehende mit Häusern dicht

besetzte Straße sich gegen das Stift der protestantischen Theologen hinzieht, ist ein Knotenpunkt, an welchem sechs Straßen zusammenlaufen. Eine führt den Schloßberg hinauf, eine zum Markt hinab, eine den Neckar entlang, eine gegen die Aula hin, eine andere in ein obskures Quartier und die letzte den sogen. Stiftsbuckel ziemlich steil hinunter. Einen Platz wie diesen zum Ausreißen und der Polizei ein Schnippchen zu schlagen, gibt es wohl kaum mehr in der weiten Welt. Wer hier mit den Lokalitäten bekannt ist, der springt in irgend ein Haus, es wohnen lauter Studenten dort, die Treppen hinunter oder hinauf und spaziert nun ungenirt im fünften Stock auf einer andern Straße hinaus oder umgekehrt fünf Treppen im Parterre weiter.

An dem Knotenpunkt wohnte ein Metzger, Wetzel, vulgo Eckwetzel, der auch eine Weinkneipe hielt, wo man öfters den Katzenjammer mit Kräzer und Markbeinen kurirte. Genau an der Ecke des Hauses befand sich ein Schweinstall, in dem von Zeit zu Zeit Schweine zum Mästen eingesperrt wurden. Es war nun ein Hauptspaß, das den Stall verschließende Hängeschloß mit einem passenden Schlüssel zu öffnen und die Schweine bei nachtschlafender Zeit herauszulassen, um in der Stadt von etwa heimkehrenden Studenten herumgejagt zu werden. Da dieses zum öftern vorkam, so wurde die Polizeiforce dort verstärkt und angewiesen, ein scharfes Auge auf die Ecke zu haben. Hier war ein Feldzugsplan nothwendig, um die Polizei irre zu leiten und den Hauptangriff zu maskiren. Es wurde also in Hörweite auf verschiedenen Punkten ein Lärm in Szene gesetzt, der die Polizisten dorthin lockte. Die Truppe (enfants perdues), die den Hauptcoup auszuführen hatte, bestand aus drei Füchsen, die sich ihre Sporen verdienen wollten. Da der Schlüssel paßte, so ging die Befreiung der eingesperrten Schweine überaus rasch von Statten, die dann von den Füchsen in verschiedene Straßen getrieben wurden, worauf sich die Füchse in ein offen stehendes Haus flüchteten, und nun am Fenster eines der dort wohnenden Studenten stehend die Folgen des gelungenen Ueberfalls zu überschauen vermochten.

Die Polizisten sahen wahrscheinlich wohl ein, daß sie absichtlich weggeleitet wurden, und eilten dem bedrohten Saustall zu, aber zu spät. Einer derselben keuchte den Stiftsbuckel herauf, als eben eine fette Sau denselben hinabras'te. Sein Diensteifer trieb ihn aber zu einer unüberlegten Handlung. Als er die Sau in ihrem Lauf aufhalten und wahrscheinlich dann zurücktreiben wollte, da fuhr ihm dieselbe zwischen die Beine und so ritt nunmehr der arme Diener der heiligen Hermandad rückwärts auf dem unreinen Thier den Stiftsbuckel hinunter, und dabei erglänzte der Vollmond in seinem silbernsten Lichte. Später bestieg ein Studio den Pegasus und das Tübinger Wochenblättchen brachte ein Gedicht: „Der Ritt um Mitternacht." Natürlich kam auch hier Nichts heraus, ebensowenig als

wir einmal den im Winter mit Brettern eingehäusten Marktbrunnen in kalter Nacht abdeckten und mit den Brettern die Thüren des Rathhauses derart verbarrikadirten, daß die dort ihre Stunde abwartenden, in der Stube sich wärmenden Nachtwächter, als sie die zwölfte Stunde ausrufen sollten, absolut nicht heraus konnten und erst später von der Polizei aus ihrer Haft befreit wurden.

II. Wienfahrt. (Auszug.)

(Selbstbiographie, Mss., Seiten 34–54.)

Ich trat diese Reise in Begleitung meines früheren Schwabenseniors, nun auch zum Doctor medicinæ promovirten Freundes Kohlhaas von Stuttgart an. Per Post gings über Ulm nach Augsburg und von dort zum ersten Mal im Leben auf einer Eisenbahn nach München. Wie angenehm diese Reise für uns war, die wir so lange durch persönliche Freundschafts- und Bundesbande verbunden waren, kann sich wohl Jeder denken. Die erlebte Studentenzeit zog wie in einem Kaleidoskop an unserm Geist vorbei. Nochmals standen wir auf der Mensur, wo wir pro patria mit den „Rheinauen" uns herumschlugen. Wir hatten beide wiederholt einander seit Jahren mit dem Sekundirprügel abgeführt u. s. w.

Kohlhaas hatte die zwei Ehrenämter, Senior und Consenior mit Ruhm ausgefüllt; und ich darf zu meinem Ruhm wohl selbst sagen, daß an meinem Dienst als Sekretär und Schatzmeister und im letzten halben Jahr als Consenior kein Flecken haftete. So harmonirten wir vollständig, nur war mein Freund sehr eitel und das erste war, wenn wir in Augsburg oder Ulm oder München oder sonst irgendwo ausstiegen und auf der Reise uns einige Zeit aufhielten, daß er aus seiner Hutschachtel einen neuen grauen Zylinder herausholte, denselben sorgfältig abbürstete und auf sein bemoostes Haupt stülpte. In Ulm sogar, wo wir gar nicht ausgingen, sah er mit dem Hut auf dem Kopf zum Fenster hinaus. Ich selbst hatte bloß meine bequeme Reisemütze und kaufte mir später in Wien noch einen Strohhut.

Die „Blaue Traube" in München nahm uns gastlich auf. Wir hatten Empfehlungen, die uns sehr zu statten kamen. Alle Merkwürdigkeiten wurden beaugenscheinigt, die Kollegiensäle, worin die damaligen Koryphäen Baierns dozirten, kursorisch durchgenommen. Aber als die Glyptothek uns in ihre Räume aufnahm, da hatte das Entzücken kein Ende. Schon der erste Saal mit den egyptischen Alterthümern, Statuen, Statuetten, Säulen, Tafeln und Sarkophagen, meist aus gelbem und schwarzem Marmor verfertigt, machte einen gewaltigen Eindruck auf uns, der sich beim Durchwandern der herrlichen Säle nicht abschwächte. — Die Pinakothek ermüdete mich in die Länge. Die endlosen Gallerien, viele die nämlichen Sujets enthaltend, die vielen Heiligen und grausam ermorde-

ten Märtyrer, der letzte Schmerzensblick des Sterbenden, neutralisirte die freundlichen Bilder, und so ist mir von der Pinakothek nur ein Chaos von Gemälden und goldenen Rahmen im Kopf geblieben. Nur zweier Bilder erinnere ich mich noch deutlich: ein alter Mann und eine alte Frau, so meisterlich ausgeführt, daß ich mich kaum davon trennen konnte und immer wieder zu denselben zurückkehrte, was einem anwesenden Herrn veranlaßte, zu fragen, ob ich ein Künstler sei? Meine verneinende Antwort schien den Herrn zu überraschen, denn er bewunderte meinen künstlerischen Geschmack, da diese beiden Bilder wohl die besten in der Pinakothek seien. Ein Künstler habe sie auf Kupfer gemalt und sei darüber erblindet. Er machte mich auf eine an einer Schnur danebenhängende Loupe aufmerksam, mit der ich nun die Bilder betrachtete und, o Wunder! im Barte die feinsten Härchen sehen konnte, welche dem unbewaffneten Auge unentdeckt blieben.

In der Ludwigskirche war Altmeister Cornelius gerade an seinem großen Freskogemälde, „Das jüngste Gericht", beschäftigt, wo er aber die Taktlosigkeit beging, den alten König Ludwig unter die Engel mit Schnurrbart zu setzen, und in der Hölle Dr. Martin Luther mit der Ofengabel von einem Teufel kitzeln zu lassen. — In Schwanthalers Atelier war der Kopf und die rechte Hand der Bavaria, die nun auf der Theresienwiese fertig steht. .... Das königliche Schloß zeigte in seinem Innern viele Kunstschätze, vorzüglich der weiße Saal, in dem außer weiß und Gold keine andere Farbe ist. Hier stehen die zwölf über lebensgroße Statuen von früheren bairischen Kurfürsten und Herzögen, jede einzelne mit 500 Dukaten vergoldet. Der Fußboden ist so glatt und glänzend, daß man die Filzschuhe, die man beim Eintritt über die Stiefeln zieht, ganz passend findet. — Auch Kaulbachs Atelier wurde besucht, aber über die vielen alten Rüstungen, Waffen, Trinkhörner, Becher, Schüsseln, Anzügen und sonstigem Geräth habe ich Skizzen und Gemälde vergessen.

Das berühmte bairische Bier wollte uns anfangs nicht munden, da es auch Abführen erzeugte, aber nach einigen Tagen waren unsere Mägen und Gedärme, wie es scheint, ausgepicht und eines schönen Abends stellten wir unsern Mann im Löwenbräu, wo wir in eine fidele Künstlergesellschaft geriethen ..... Ein Ausflug nach dem Starenberger See mit einigen der Künstler, die dort den Cicerone machten, schloß würdig unsern Aufenthalt in München.

Wir hatten so viel Kunst genossen, daß wir danach lechzten, etwas reine Natur zu sehen, denn München zeigt bei jedem Schritt und Tritt, daß es eine Künstlerheimath ist. Wo etwas Kunst möglicherweise angebracht werden kann, sei es Sculptur oder Guß oder Malerei, wo nur ein Plätzchen ist, da hat sich ein Meister verewigt: so die Wandgemälde in den Arkaden, Skizzen aus Italien, mit von König Ludwig verherrlichten Versen.

Unsere Reiseroute war durch Tirol nach Salzburg ausgelegt. Ein alter Bekannter, früher Heidelberger „Westfale", stud. jur. Wolfhard aus Holstein, schloß sich uns an, und da keine Retourkutschen nach Tegernsee und Bad Kreuth gingen, so waren wir gezwungen die Post zu nehmen.

Soll ich nach langen Jahren (die Autobiographie wurde von Zipperlen im Jahre 1882 geschrieben) die so oft geschilderte Gegend wiederum beschreiben? — Ich war glücklich, das erste Examen hinter mir und den Doktortitel mir errungen zu haben, in der Tasche hatte ich einen hübschen Wechsel, vor uns leuchteten die bairischen Hochgebirge auf, der Tegernsee lachte uns freundlich an aus seinem blauen Auge; aus einem Wirthshause hervor ertönte der Klang einer Zither und das fröhliche Jauchzen tanzender Paare. Es war Sonntag, und als unser Postwagen hielt, da wanderten wir zu dem Wirthshaus zurück, wo der Tanz war. In einer andern Stube saßen an schweren eichenen blankgescheuerten Tischen die Landeskinder in ihrer kleidsamen Tracht, mit den grünen Hüten und der Spielhahnenfeder und Gemsbart; aber auch Städter im modischen Anzug waren da, auch ein Gensdarm und der Pfarrer gaben Farbe zu dem Bilde. Die Landleute, stramme Jünglinge mit dunkelem Schnurrbart und krausem Haar und meist scharf geschnittenen Gesichtern oder alte weißhaarige Männer, aber immer noch rüstig, alle aus kurzen Holzpfeifen rauchend, und die Mädel mit ihren nußbraunen Augen, die keck unter den runden Hüten hervorguckend uns neuen Ankömmlinge musterten, ein unvergeßliches Bild für uns, ganz neu und anziehend. Ich bestellte ein Maas Bier für jeden von uns, da weder der Norddeutsche noch der Stuttgarter Kohlhaas die Frage der strammen Kellnerin: „was schaffens?" verstanden, ja mein guter Kohlhaas schon eklich werden wollte, weil er die Frage, „was saufens?" verstanden hatte und solche Grobheit ihm nicht behagte. Aber das Bier war gut. Ich gab dem Biermadel ein paar Kreuzer Trinkgeld und wir wurden so auf's aufmerksamste bedient. Auch traf mich ein freundlich-schelmischer Blick. Bald stießen wir mit unsern Nachbarn und den Mädels an, und als die Zither wieder erklang und ich, den Zitherspieler lobend, meinen Nachbar fragte, wer denn der Virtuose sei, antwortete er ganz verwundert: „Ja, kennst du denn unsern Maxl nit?" Es war Herzog Max von Baiern, der im oberbairischen Anzug mit bloßen Knien, schweren Schuhen an den Füßen, die Stummelpfeife rauchend, mit dem Maaskrug auf dem Tische, auf der Zither zum Tanz aufspielte.

Es waren lauter Ländler, die zwar meist im Rundtanz getanzt wurden, aber doch viel Abwechslung boten. Von Zeit zu Zeit fuhren die Tänzer zusammen, trennten sich wieder und wirbelten dann um einander herum. Mit einem Mal war ein einzelnes Paar in der Mitte, das Madel wich immer aus und der Bue tanzte um sie herum, schnalzte mit den Fingern, schlug mit den Händen auf seine Knie oder Schenkel; der Fußboden

dröhnte unter den nägelbeschlagenen Schuhen, wilder wurden seine Bewegungen und Sprünge, bis das auch immer tanzende Mädchen ihre Schürze, die sie seither gehalten, losließ und die Arme in die Hüften stemmte. In diesem Augenblick sprang der Hahn (es war der Auerhahnen-Tanz) auf seine Henne zu, stützte die Hände auf ihre Achseln, sprang hoch und sie als Stützpunkt benutzend, schlug er mit seinen Absätzen an die niedrige hölzerne Stubendecke, worauf er im nächsten Augenblick die Tänzerin um ihre Taille faßte und sie hoch emporwerfend im Kreise herumschwenkte, daß uns Neulingen fast Hören und Sehen verging. Ein Juchzer des Tänzers und ein allgemeiner Jodler schloß diesen der Natur abgelauschten, eigenthümlichen Volkstanz. Nach jedem Tanz setzten sich die Paare wieder hinter ihre steinernen Krüge, und die Madels hielten treu zu ihren Buben. Kein Wechsel der Paare, jeder Bue hatte sein Madel u. tanzte ausschließlich mit ihr.

Wir gingen seelenvergnügt zu Bett; aber am andern Morgen gab's wieder keine andere Fahrgelegenheit in's Innthal, als mit der Post. Als wir an der Post in Schwaz im Innthal anfuhren und dort nach einem Privatfuhrwerk fragten, das uns in das Zillerthal bringen sollte, wurde uns zum großen Erstaunen von dem Posthalter mitgetheilt, daß, da wir per Post gereist seien, wir auch mit der Post weiterfahren müßten, ausgenommen, wir hielten uns 24 Stunden auf, wo wir dann mit irgend einem Fuhrwerk abreisen könnten. Hier war guter Rath theuer. In Schwaz wollten wir nicht bleiben, schon nicht wegen des Posthalters, der eine Zeche aus uns machen wollte. So nahmen wir dann wieder die Post bis Fügen in's Zillerthal, wo wir doch wenigstens einen Tag bleiben wollten, und unser Schwazer Posthalter hatte das Nachsehen.

In Fügen stiegen wir im Hotel des Joseph Rainer ab, des berühmten Tiroler Sängers, der seine Lieder in England erschallen ließ und selbst im fernen Amerika gejodelt hatte. Das Hotel sah zwar von außen aus, wie eins der gewöhnlichen Bauernhäuser, es paßte zu der ganzen Gegend, aber wir fanden eine vortreffliche Küche und ausgezeichnete Betten und prompte Bedienung, alles wie in einem Hotel erster Klasse, zu unserer Befriedigung. Auch korrespondirte die Rechnung mit der inneren Eleganz des Hotels. Unserem Wunsch, den Abend mit ein paar Tiroler Sänger und Sängerinnen zuzubringen und dieselben ihre Lieder singen zu hören, entsprach der freundliche Wirth sogleich, und Abends um 8 Uhr traten zwei Mädel von ihren Burschen begleitet ein und nahmen am Tische Platz, der in einer Art Alkove stand und nur an einer Seite frei war, während an den andern drei Seiten Bänke herumliefen. Die Mädel setzten sich nun so, daß sie die Buben an der Außenseite hatten, sie also, da sie mit dem Rücken gegen die Wand saßen, auf den Seiten durch die Buben gedeckt waren, während der Tisch vor ihnen jede Annäherung unmöglich machte.

Wir hatten uns eine lebhafte Unterhaltung versprochen, neben dem Gesang, aber durch die gedeckte Aufstellung mußte der eine Theil des Programms fallen gelassen werden. Wir bestellten Wein und Bier für alle, da der Gesang gratis geleistet wurde. Bald erschollen die vierstimmigen Lieder und Jodler, in die Joseph Rainer, unser Wirth, mit seiner prächtigen Baritonstimme mit einfiel. Dann gaben wir wieder ein Studentenlied zum Besten, es wurde angestoßen, vor- und nachgetrunken, aber sehr bald entdeckte ich, daß unsere Sänger und Sängerinnen nur am Glase nippten, während wir ganz kommentmäßig tranken. Sie hatten es darauf abgesehen, uns unter den Tisch zu trinken, doch hatten sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht, da sie die Studentengurgeln nicht in Betracht gezogen hatten, die eine mehrjährige Uebungs- und Erfahrungszeit just hinter sich ließen.

Ein Russe, der Abends angekommen war, hatte sich unserer Gesellschaft angeschlossen und Champagner auftragen lassen, zuletzt wurde auf dem Tisch in einer großen Terrine ein feiner Krambambuli gebraut, und als wir nun anfangen wollten, nachdem wir die Absicht der Tiroler, uns unter den Tisch zu trinken, gemerkt hatten, den Stiel umzudrehen, verschwanden dieselben plötzlich; es war aber auch zwei Uhr des Morgens. Wir aber blieben bis vom Krambambuli nicht die Nagelprobe zurückgelassen war und legten uns auf's Ohr, mit dem Bewußtsein, einen höchst genußreichen Abend verbracht zu haben. Auch der Russe, der etwas deutsch sprach, hatte sich, wie es scheint, so gut amüsirt, daß er uns am Morgen zum dejeuner à la fourchette mit Champagner einlud, auch das Quartett wieder haben wollte, das aber die Einladung ausschlug, weil wir, wie mir von Rainer am Nachmittag gesagt wurde, ihre Kehlen zu freigebig geschmiert hatten und sie in Folge davon nicht ganz gut fühlten.

Nachmittags mietheten wir den eleganten „Charabanc" des Hotels und ein junger Tiroler kutschirte uns drei Studiengenossen das Zillerthal hinauf nach Zell. Es war ein prachtvoller Sonntag und die frische Luft that uns sehr wohl. In Zell trafen wir dem Anschein nach die ganze Bevölkerung im und beim Wirthshause versammelt, alle mit ihren Stutzen: den Nachmittag war Wettschießen. Sie saßen an den Tischen, steinerne Maaskrüge vor sich, aus denen die Buben und Madel gemeinschaftlich tranken. Alle [Männer] rauchten ihre kurzen Pfeifen. Die Madel in ihrer kleidsamen Tracht mit den grünen spitzen Hüten auf dem Kopfe, aus den braunen Augen treuherzig fragende Blicke sendend, sahen geradezu verführerisch aus, aber die Buben beobachteten mit Luchsaugen jede unserer Bewegung und fingen jedes Wort auf, um statt der Madel die Antwort zu geben. Wir unterhielten uns aber doch recht angenehm. Auch der Herr Pfarrer hatte sich zu uns gesetzt und that uns Bescheid in dunkelrothem Tirolerwein, süßer Meraner.

Mit dem Bewußtsein, einen recht vergnügten Tag verlebt zu haben, fuhren wir nach Fügen zurück, bezahlten am andern Morgen unsere respektabele Zeche und ließen uns von Rainers Charabanc nach Schwaz bringen, wo wir mit der um 12 Uhr abfahrenden gewöhnlichen Post nach Insbruck reisen wollten. Unser Tiroler auf dem Bock wußte aber so viel zu erzählen und die Gegend zu beschreiben, daß wir nicht merkten, wie langsam er fuhr, und als wir im Postwirthshaus in Schwaz ankamen, da war zu unserem Aerger der Eilwagen eben abgefahren und wir waren gezwungen, entweder über Nacht hier zu bleiben oder Extrapost zu nehmen, wenn es uns nicht gelang, einen Hauderer aufzutreiben. Mit pfiffiger Miene fragte uns der Herr Postmeister, ob wir zu Mittag essen wollten? was wir auch thaten. Er hatte uns doch in seine Klauen bekommen und waren wir wie blinde Fledermäuse in's Garn gegangen. Wir hatten nämlich unbedacht in Fügen erzählt, wie wir dem Schwazer Postwirth, der uns entweder eine Zeche anhängen oder uns zwingen wollte, mit Extrapost weiter zu reisen, eine Nase gedreht hatten. Hier erzählte uns beim Mittagsessen unser Postwirth mit lächelnder Miene, daß Herr Joseph Rainer sein Schwager sei. Jetzt wurde uns das langsame Fahren unseres Kutschers auf einmal klar. Wir mußten bis zum andern Mittag bleiben und in Schwaz warten, bis die Postkutsche abging, denn ein Gefährt war hier nicht aufzutreiben. Als wir eben anfangen wollten, resignirt unsern Aerger über das hämische Schicksal mit einigen Schoppen hinunterzutrinken, fuhr eine leere Kutsche vor. Wir stürzten hinaus und, o Freude! der Kutscher war auf dem Retourwege nach Insbruck, und wollte hier nur seinen Pferden Salz und Brod geben lassen. Wir schlossen augenblicklich die Bedingung des Mitfahrens mit ihm ab, bestellten dann noch ein paar Flaschen Dunkelrothen und lachten über das merklich längere Gesicht des Wirthes. Mit dem Ersuchen, Extrapost für uns in Bereitschaft zu halten, wenn wir zurückkämen, nahmen wir von unserm verlegen dreinschauenden Wirth Abschied und fuhren Insbruck zu, das wir auch Abends ganz wohlbehalten erreichten.

Als wir am andern Tag die Merkwürdigkeiten der Stadt besahen, trieben wir einen Kutscher auf, der uns durchs Gebirg nach Hohenschwangau bringen sollte. An der Martinswand vorbei, wo einst Kaiser Maximilian sich auf der Jagd verstiegen hatte, ging es meist steil bergauf und bergab, aber auf guter Kunststraße bis Nassereith, einem kleinen Dorf, wo uns aber in der Post ein famoses Mittagsessen servirt wurde und zu sehr billigem Preise. Tiefer und höher in's Gebirg eindringend, verließ uns der heitere Sonnenschein, es fing an zu regnen, und als wir gar gegen Abend in Lermoos einfuhren, begrüßte uns ein großflockiger Schnee. Doch trösteten wir uns mit dem dunkelrothen Tirolerwein und wenn auch unsere Bettdecken schier so hoch wie die uns umgebenden Berge, uns zu erdrücken

drohten, so schliefen wir doch gesund die ganze Nacht ohne Alpdrücken. Der andere Tag brachte uns glücklich nach Füssen am Lech, von wo wir zu dem vielbesungenen Königsschloß Hohenschwangau wandelten. Von Füssen aus gesehen ist man höchlichst enttäuscht. In unserer Einbildung stand es auf hohem, steilem Felsen, kühn in's Land blickend; hier schauten wir ein gelb aussehendes, auf ziemlich niederer Anhöhe stehendes Gebäude, das aus der Ferne gesehen gar keinen Eindruck macht, denn die Berge im Hintergrund überragen es um das mehr als hundertfache. Aber wenn man in's Schloß selbst eintritt, und die hundertundsechzig Fuß hoch springende Fontäne sieht, wenn man die Säle und Kabinete durchwandert, die Decken und Wände mit Fresken und Gemälden der ersten Meister bedeckt, wenn man die Badezimmer betritt, mit den verführerischen Wandgemälden, badende Nymphen und Flußgötter vorstellend, wenn man die marmornen Statuen dort betrachtet, und der Portier, der uns herumführt, die mediceische Venus an der Wade anfaßt und sie herumdreht, wobei eine schmale Thüre geöffnet wird, welche eine fein ciselirte messingene Wendeltreppe zeigt, die in's Frauenbad führt, so tritt uns mit einem Mal all der Luxus und die Raffinerie der Großen des Landes vor Augen. Sieht Hohenschwangau von außen gesehen sehr nüchtern aus, so ist vom Schloß aus gesehen an verschiedenen Punkten eine gottvolle Aussicht, und es läßt sich dort wohl einen Sommer lang recht gut wohnen.

Doch zurück nach Insbruck auf demselben Weg, das Innthal hinauf nach Salzburg, wo wir uns Mozarts Geburtshause gegenüber einlogirten. Eine Lyra mit Lorbeerkranz bezeichnet die Wiege des Meisters. Während mein Freund Kohlhaas — der dritte Begleiter hatte sich von Hohenschwangau direkt nach München zurückbegeben — seinen grauen Zylinder ausbürstete und auf sein bemoostes Haupt stülpte, that ich mir mit Gansbraten und Ungarwein gütlich. Das Salzkammergut ist in allen Sprachen beschrieben worden, und so will ich von der romantischen Lage Salzburgs ganz absehen und nur zwei Plätze in der Umgegend erwähnen, den Garten von Hellbrunnen und das Salzbergwerk von Hallein. Im ersten sind viele Wasserkünsteleien, Springbrunnen ꝛc. In einem großen Saal, mit verschiedenen Statuen verziert, begießet auf einmal den Beschauer ein Platzregen, dem von unten herauf ein zweiter entgegen spritzt. Von der Thürdecke stürzt ein förmlicher Wolkenbruch herab, dort hinaus wagt sich nur der Muthige. Aber hinten ist eine trockene Nische, man flüchtet dort hinein, doch wehe dem Unglücklichen! ganze Kübel voll des klarsten Wassers stürzen sich über ihn. Endlich rettet der bereits Pudelnasse sich mit wahrer Todesverachtung durch den Gießbach der Thüren; drei Treppen führen auf jeder Seite zu der Thüre, aber noch ist das Trockene nicht erreicht, denn aus tausend kleinen Röhren, die in den Treppen sich befinden, spritzt das Wasser, und zum Ueberfluß schießen auch noch zwei steinerne

Hirsche, die zu beiden Seiten stehen, aus Zähnen, Nasenlöchern und den Geweihzinken einen Strahl Wasser.

Wir hatten vorher Warnung erhalten und besahen den Saal von außen stehend, freuten uns königlich über die Paare, Bauernbuben und Mädel, die aufschreiend hin und herrannten und endlich in der rettenden Nische Schutz fanden, bis auch diese ihre Sündfluten ausgoß. Unser Amüsement hatte bereits einen hohen Grad erreicht, als die Gesellschaft mit kühnem Sprung zu uns heraus retirirte; aber jetzt brach auch das Verhängniß über uns herein, denn nun regnete es von beiden Seiten und von oben herab aus den miserabelen Hirschen, die an jeden Seiten des Weges standen, eine plötzliche Ueberraschung. Vor uns der Neptunensaal, hinten ein See, rechts und links das Kreuzfeuer der Hirsche und der Treppenstufen, aber ein frischer Turnersprung durch das Schnellfeuer der dreifachen Tirailleur-Linie brachte uns ins Trockene. So sind noch mehr Spielereien hier, harmlos, denn es ist klares Wasser. Auch werden die Wasserkünste nur bei schönem Wetter in Bewegung gesetzt.

Unsere wohldurchnäßte ländliche Gesellschaft wandelte unter Lachen und Scherzen durch die herrlichen Anlagen, als eine Anzahl steinerne Sitze, die um einen ditto Tisch herumstanden und sie zum Ausruhen einluden. Wie waren sie so glücklich, einmal sitzend über die Sündflut lachen zu können, wie lachten sie über das gegenseitige Mißgeschick, wie foppten die Mädel die Buben wegen ihrer nassen Lederhosen, welche nicht trocknen wollten, als auf einmal alle mit einem Schlag verstummten und aufsprangen und wegstürmten. Aus den verrätherischen Sitzen drang ein gewaltiger armsdicker Wasserstrahl von unten herauf, der wohl im Stande gewesen wäre, einen Jungen in die Höhe zu schleudern. Hier waren es hundertundfünfzigpfündige Buben und gewichtige Mädel, die zwar wohl einen Druck aushalten konnten, aber erst, als ihre halbtrockenen Kleider wieder auf's Neue naß wurden und von unten das frische kalte Wasser fühlbar wurde, zur Erkenntniß kamen, als der warme, sonnige Stein, auf dem sie auszuruhen versuchten, sich in eine Fontäne verwandelte und vom Tischrand herab ein ganzer Wasserfall auf ihre Hosen und Röcke fiel, daß es hier nicht geheuer sein müsse. Wir nahmen die durchweichte Gesellschaft in einen benachbarten Biergarten, und mit einigen Maaßen Bier kam eine überaus fröhliche Stimmung in die Gesellschaft, welche lachte und tanzte und jodelte und scherzte bis in die Nacht hinein.

Der nächste Tag brachte uns in's große Salzbergwerk nach Hallein. Zwei Gulden Münz kostete das Entrée für die große Tour, die einem beinahe drei Stunden lang durch die Eingeweide der Erde führt. Oben auf einen 300–400 Fuß hohen Hügel ist der Eingang, wo man seinen Namen registrirt, bezahlt, Hut und Stock ablegt und nun einen Bergmannsanzug bekommt, weite Hosen in welche man auch die Rockschöße neben den Beinen

hineinsteckt, ein Wamms, Mütze ohne Schild, ein schwarzes sogenanntes „Arschleder“ hinten zum Schutz des Allerwertheſten angeschnallt, einen dicken ledernen Handschuh an die linke Hand, in der rechten ein Grubenlicht. So sonderbar ausgerüstet traten wir vor, als wir uns einer andern weiteren Gesellschaft von zwei Herren und drei Damen gegenüber sahen. Vergeblich suchten wir das Lachen zu verbeißen, als wir die Damen erblickten. Zweibeinige Wesen, wie wir Männer, die Röcke in die Hosen gestopft, welcher karrikirte Umfang des Mittelkörpers, die Mütze keck über die Locken gestülpt, den Faustshandschuh und das Grubenlicht, eine Szene zum Malen! Unsere zweibeinigen Schönen brachen endlich in ein schallendes Gelächter aus, in das wir lustig einfielen, und so traten wir unseren Gnomengang an; der Obersteiger als der Führer und wir im Gänsereihen hintereinander.

Das Auge muß sich erst an die Dunkelheit gewöhnen und so tappten wir ziemlich theilnahmlos hinter unserm Führer her. Verschiedene Thüren öffneten sich, und schlossen sich geheimnißvoll von selbst wieder hinter uns. Die Temperatur war bedeutend niedriger als draußen und wir waren froh, noch die Bergmannskleider über unsere Kleider zu haben. Jetzt öffnete sich wieder eine Thür, der Führer trat auf die Seite und ein großer Saal breitete sich vor unsern erstaunten Blicken aus, zahlreiche Lämpchen erleuchteten seine Wände und flinkerten im Widerschein des Sees, der den Boden bedeckte. Ein dunkler Nachen nahm die Gesellschaft auf und geheimnißvoll, von keiner Menschenhand getrieben, zog der Nachen seine langsame Bahn. Da ein plötzliches Ach! als wir mitten im See waren; ein rothes bengalisches Licht auf einem Felsen angezündet, zeigte uns den großen Umfang des Saales. An tausend und aber tausend Salzkrystallen, welche Decke und Wände bedeckten, zurückgestrahlt, hingen die kleinen Lämpchen wie kleine Glühwürmchen mit ihrem grünlichen Licht an den Wänden. Der Zauber erlosch, als wir am entgegengesetzten Ufer landeten. Es war ein Zaubertempel wie aus „Tausend und eine Nacht“.

Die geheimnißvolle Fahrt über den Acheron, ohne sichtbare Ruderhülfe, kein Mensch sichtbar, außer unsere Gesellschaft und der Führer, das ewig hier herrschende Schweigen, denn auch wir waren stumm geworden, übte einen mächtigen Eindruck auf uns alle, und schweigend folgten wir unserem Führer. Aber jetzt halt! der Führer steht vor einem kohlschwarzen Loche. Am Boden liegen etwa 10 Zoll auseinander zwei glattgehobelte Tannenstämme schräg abwärts, an dem zur Linken ist ein dickes Seil befestigt. Jetzt setzt sich der Führer mit gespreizten Beinen, wie man auf einem Bergschlitten sitzt, auf die Balken, faßt mit der Linken, welche im dicken Handschuh steckt, das Seil, dieses über das linke Bein, gibt uns die Anleitung, das gleiche zu thun, und rutscht nun auf den im Winkel von 40-43 Grad liegenden Stämmen vor uns abwärts. Ich als der Nächste,

der hinter dem Führer Platz genommen hatte, sah plötzlich unter mir ein kleines Lichtlein. Die Stimme des Führers klang herauf: „Vorwärts!" wenns zu rasch ging, „liegen Sie zurück und festgehalten am Strick!" So rutschte ich endlich nach und mein Freund Kohlhaas hinter mir; den Damen mußten wir von unten her versichern, daß es keine Gefahr habe, vielmehr ein großes Vergnügen sei und so kamen endlich die fünf in geschlossener Kolonne angerutscht, die Damen zwar etwas alterirt, aber schließlich doch vergnügt über die eigenthümliche Rutschbahn. So ging es fort durch die Gänge und Säle und Rutschpartien. Es waren ihrer neun Rutschbahnen und jede neue wurde mit Jubel begrüßt, ja, unsere zweibeinigen Damen fanden es sehr amüsant, beim Rutschen ein wenig zurück zu liegen, um dem vorrutschenden Herrn eine Strecke weit vorzulassen und alsdann sich aufrecht setzend, mit großer Geschwindigkeit, wie ein Habicht auf eine Taube stößt, auf den Ahnungslosen loszustoßen.

Eine Gangart kann man es nicht nennen, also galt es eine Rutschart zu beschleunigen. Wenn man dann, im Schrecken um sich zu halten, ein Bein der chargirten Dame ergriff, so war das gewiß zu entschuldigen, und wurde auch gern entschuldigt. Im Dunkeln ist eben überall gut munkeln. Endlich kamen nach dreistündiger Irrfahrt im Innern der Erde wir mit der letzten Rutschbahn unten an. Was mir zuerst als ein kleines Lichtlein geschienen hatte, war der Ausgang aus diesem Tartarus. Wir standen am Wege, wo wir Hut und Stock fanden, unsere Bergmanns-Anzüge ablegten und von der übrigen Gesellschaft fröhlichen Abschied nahmen, hocherfreut über die interessante Fahrt in der Unterwelt.

* * *

(Nach einem Nachtaufenthalt in Ischl), das wir gegen 5 Uhr Abends erreichten und wo mein Freund gleich seine graue Angströhre aufsetzte u. in der prächtigen Allee spazieren ging, während ich mich über ein Backhändl und eine Flasche Wein hermachte, welche mir von einer schmucken Tirolerin servirt wurden, brachte uns der nächste Morgen in eine Kutsche, in der schon ein Herr mit zwei Damen saß, während ein junger Bengel sich neben dem Kutscher plazirt hatte. Unsere Fahrt ging nach Gmunden, wo ein Dampfschiff auf dem See unsrer wartete. Als der Koffer unserer Reisegesellschaft, mit der wir uns ganz gut unterhielten, an's Dampfschiff gebracht wurde, las ich: „Hofrath v. Heerfeld aus Frankfurt a. M." addressirt nach Wien. Der Herr hatte etwas militärisches an sich, er trug auch ein rothes Band im Knopfloch. Die ältere Dame mit einem gewissen aristokratischen Air, schien seine Schwester zu sein, während die jüngere Dame, etwa zwanzig Jahre alt, und der vielleicht siebzehnjährige Junge sich als Geschwister erwiesen. So erfuhren wir auch, daß sie Marie hieß, daß die ältere Dame ein adeliges Stiftsfräulein war und daß sie zusammen den jungen Menschen nach Wien geleiteten, wo er in eine Kriegsschule

eintreten solle. Auf dem Dampfboote erkundigte sich der alte Herr bei meinem Freund nach meinem Namen und bei mir nach dem seinigen, den Zweck unserer Reise hatten wir schon gesprächsweise laut werden lassen.

Das Dampfboot war festlich beflaggt und auf unsere Anfrage erfuhren wir, daß die Wittwe des Kaisers Napoleon I. mit über den See fahre. Ich bekam sie auch zu Gesicht: es war eine lange hagere Gestalt von ziemlich gelber Farbe, die den Namen Marie Louise nicht bei der Trägerin vermuthen ließ. Herr v. Heerfeld wurde durch einen Adjutanten der ehemaligen Kaiserin von Frankreich vorgestellt, und dieser führte seine Schwester Stiftsdame, Tochter und Sohn vor, die sich dieser Zeremonie mit großer Grazie entledigten. Da wir nicht hoffähig waren, auch kein Ordensband im Knopfloch hatten, konnten wir unsere Zigarren mit Gemüthsruhe weiter rauchen und die Gegend betrachten. Zur Rechten zeigte sich uns ein hoher Felsen, dessen dunkler Umriß an Ludwig XVI. erinnerte; der hinter ihm gelagerte Schnee sah aus wie ein Kopfkissen, auf dem der alte König im Schlummer ruhte.

Aber jetzt landete das Boot. Hofrath von Heerfeld kam auf uns zu und sprach, daß es ihm und den Seinigen sehr angenehm sein würde, wenn wir, da wir das gleiche Reiseziel hätten, uns an sie anschließen würden. Daß er der Kaiserin vorgestellt wurde, hatte er dem Band im Knopfloch zu verdanken. Es war der Orden der Ehrenlegion und der scharfe Blick der Kaiserin hatte es gleich gesehen und ihren Adjutanten befohlen, den Herrn ihr vorzuführen. Dies klang wie eine Entschuldigung, aber als wir ihm und den Seinigen von dem sechzehnten Ludwig und seinem weißen Kopfkissen erzählten, da beneideten sie uns um diesen Genuß und meinten, sie wären besser nicht vorgestellt worden.

Am Landungsplatze schon fanden wir aus, daß ein rothes Bändchen im Knopfloch sehr viel werth ist. Der Herr Bahnhof-Inspektor gab uns einen eigenen nagelneuen Wagen (es fing hier die Pferdebahn an bis zur Donau) und als ihm der Hr. Hofrath sagte, daß wir gern den Traunfall, der am Wege ist, besuchen möchten, ließ er augenblicklich anspannen und ersuchte uns, einzusteigen, da wir dann dreiviertelstunden Zeit haben würden, zu dem eine viertel Stunde vom Wege abgelegenen Wasserfall hinabzusteigen und in Zeit wieder in unserem Wagen zu sein, der einstweilen halten müßte, bis wir zurück kämen. Der regelmäßige Zug ging erst 50 Minuten nach unserem Wagen ab. Nachdem der Kondukteur instruirt worden war, setzte sich unser Wagen mit seinem einen Gaul in Bewegung, und als der Kondukteur uns aufmerksam machte, daß wir den Pfad zur Linken verfolgen sollten, daß wir aber in 45 Minuten zurück sein müßten, setzten wir uns in Trab, voran der junge Sprinzinsfeld mit Kohlhaas, dann kam Marie und ich, der ich im Wald den Sonnenschirm trug, und als Arriergarde kam der alte Herr mit der Stiftsdame.

Der prächtige blaugrüne Wasserfall interessirte uns alle auf's höchste, es war der erste, den ich gesehen hatte. Fräulein Marie hatte schon den Rheinfall, den Grindenbach und den Gollinger Wasserfall gesehen und ich fühlte mich recht arm, daß ich noch nicht so viel erzählen konnte, wie sie. Als wir den Fall an seinem Fuß beschaut hatten, ging's die Felsen hinauf, wo wir, auf einer vorspringenden Ecke stehend, den Sturz von der Seite und von oben betrachten konnten. Fräul. Marie muß eine sehr schwindelfreie Dame gewesen sein, denn sie lehnte sich mit dem Oberkörper vorwärts über den Abgrund, in dessen Tiefe die tosenden Gewässer rauschten und zischten, und ich in meiner Herzensangst schlang meinen Arm um ihre Taille, um sie vor dem Hinabstürzen zu bewahren und wäre darüber fast selbst schwindlich geworden. Ein etwas verwunderter Blick traf mich, aber sie nahm doch meinen Arm, als wir wieder zu unserer Equipage zurückmarschirten und die Unterhaltung stockte keinen Augenblick.

Wir hatten unsere Zeit pünktlich eingehalten, und so trabte unser Bucephalus mit uns weiter bis zur nächsten Station, wo wir den regelmäßigen Train erwarten wollten. Wahrscheinlich durch unseren Extratrain oder auch vielleicht durch den Kondukteur aufmerksam gemacht, welche hohe Herrschaften er die Ehre gehabt, zu geleiten, kam der Bahnhofinspektor auf uns zu und fragte uns, ob wir uns nicht vielleicht ein paar Stunden hier aufhalten wollten? Es war Sonntag, Kirchweihe, Musik, schönes Wetter, die ganze Landbevölkerung mit dem Herrn Pfarrer, Vikar und Schulmeister in dem Biergarten neben dem Stationsgebäude versammelt, so sagten wir dem höflichen Beamten zu, der uns mittheilte, wenn wir warten wollten bis 5 Uhr, wo der letzte Zug von Linz hereinkäme, so hätten wir die Bahn ganz zu unserer Verfügung und würden doch noch zeitig genug in Linz ankommen. So amüsirten wir uns köstlich ein paar Stunden. Der reguläre Zug hatte nur angehalten, um frische Pferde anzuspannen. Wir hatten es dem rothen Bändchen zu danken, daß wir ganz extra fahren durften.

Abends 9 Uhr langten wir in Linz an, wo eben der Herr Bahnhofinspektor sein Bureau verlassen wollte, als er zu seiner großen Verwunderung unsern Extra-Wagen ankommen sah. Ein halb ausgesprochener Verweis für den Kondukteur blieb ihm im Halse stecken, als er das Knopfloch mit dem rothen Bändchen erblickte, aber so wurde er die Höflichkeit selber, rief einen Bediensteten herbei, der unsere Koffer auf einen Schiebkarren lud, und nun gings unter seiner persönlichen Leitung vorwärts die dunkeln Straßen entlang zum Gasthof, wo er sich offiziersmäßig verabschiedete. Wir hatten es uns kaum bequem gemacht, und ich suchte mein Zimmer auf, als ich unter der offenen Thür eines dem meinigen gegenüberliegenden Zimmers unsern jungen zukünftigen Kadetten antraf, wie er eins der Kellermädchen fest im Arme hielt und tüchtig abschmatzte und

der Bengel war noch keine siebzehn Jahre alt, hatte noch keine Sprosse der Ruhmesleiter erstiegen, wie wir. Kein Wunder, daß Papa, Schwester und Tante mitreisten, damit er ja unter Aufsicht war. Ich verargte es ihm nicht, denn die Linzerinnen in ihren kleidsamen Trachten sind gerade wie die saftigen Herzkirschen, die man anbeißen möchte. Der Junker ließ sich auch durch meine Anwesenheit nicht stören, wohl aber riß das Mädel aus und aus einigen ihr nachgerufenen Worten mußte ich schließen, daß er ein Stelldichein mit ihr verabredet hatte, und es war kaum eine halbe Stunde seit unserer Ankunft im Hotel verstrichen. Der wird wohl einen feinen Offizier abgeben, der im ersten Augenblick die Schwäche und Stellung des Feindes ausfindet und ihn bei der ersten Aufforderung kapituliren macht. Verfluchter Junge das!

Der nächste Morgen vereinigte unsere Reisegesellschaft auf dem Donaudampfer. Derselbe war von der Mastspitze herab festlich beflaggt, die gelbe Flagge mit dem schwarzen Doppeladler wehte vom Galion, am Bug des Schiffes war eine sechzig Mann starke ungarische Regimentskapelle; wir waren voller Erwartung, was da kommen sollte, denn uns zu Ehren waren diese Anstalten nicht getroffen worden, das stand außer Frage. — Jetzt fuhr eine vierspännige Kalesche vor. Derselben entstiegen zwei hohe Offiziere, die in tiefster Ehrfurcht zwei 12–14jährige Knaben aus der Kutsche halfen. Die Regimentsmusik brach in einen Triumpfmarsch aus und Böllerschüsse donnerten vom Bord des Dampfers. Es waren zwei junge Erzherzöge, der ältere, Franz Joseph, der jetzige Kaiser von Oestreich, die nach Wien reisten.

Wir hatten ein herrliches Konzert während der Fahrt, durften aber nicht in die kaiserliche Nähe kommen. — Ich hatte in Linz nur Kaffee gefrühstückt, so kam mir hier der Appetit und als ich beim Kellner mir etwas Schinken und eine Flasche Wein bestellte; da fragte mich dieser, welche Sorte ich wollte? Da ich nicht gleich besonnen war, fragte er wieder, ob ich Wein wollte wie mein Tischnachbar und dieser versicherte mich, daß der Wein gut sei, so bestellte ich dieselbe Sorte. Das Frühstück schmeckte mir vorzüglich, der Wein ganz ausgezeichnet. Ich war daran, mir noch eine langhalsige Flasche zu bestellen, als ich glücklicher Weise auf den Gedanken kam, meine Zeche gleich zu bezahlen, die sich dann, zu meinem Schrecken, auf fünf Gulden Münze, etwa sechs Gulden würtembergisch Geld, belief. Die Flasche, die ich so gedankenlos ausgetrunken hatte, war feiner Tokayer gewesen. Ich ärgerte mich zwar nicht über meinen Luxus, bestellte aber doch keine zweite Flasche mehr.

Um 11 Uhr wurden sämmtliche Passagiere ersucht, auf's Verdeck sich zu begeben, da Ihre Kaiserlichen Hoheiten dejeuniren wollten. Unter den Passagieren war die Prima Donna Stöckl-Heinefetter, ein lustiges Weib, mit der man sich ganz ausgezeichnet unterhalten konnte, und die uns

später ihre Karte überreichte, mit der Einladung, sie in Wien zu besuchen, welche angenehme Pflicht wir uns auch ganz kavaliermäßig entledigten, wobei sie uns ein paar Logenbillete für ihre Opern überreichte, die wir mit einem „Küß die Hand Ihr Gnaden" annahmen. Als ich so mit ihr auf dem Deck plauderte, näherte sich mir ein alter Offizier in Oberstenuniform, der mit unserm Hofrath im Gespräch gewesen war und fragte mich, ob ich nichts von einem Dr. Zipperlen wisse, der im Jahre 1809 als würtembergischer Regimentsarzt einem Militärhospital in Linz vorgestanden habe? Als ich ihm versicherte, daß dies nur mein Vater gewesen sein könne, so war er sichtlich erfreut, den Sohn des Mannes kennen zu lernen, der ihn vor etlichen dreißig Jahren als Verwundeten behandelt habe. Er stellte sich mir als Oberst von Falkenbach vom 5. Dragonerregiment vor.

So war es kein Wunder, daß bei der herrlichen Gesellschaft die Reise eine durchaus angenehme sein mußte. Aber es wurde Mittag und noch immer frühstückten die Hoheiten im Salon. Endlich um ein Uhr tauchten dieselben wieder auf, und nun stürmte alles in den Speisesaal hinunter. Die Mehrzahl hatte nicht, wie ich, gefrühstückt und es machte mir unendlich Spaß, den Hunger der armen Passagiere noch mehr zu reizen. Meinem vis a vis, der Sängerin, beschrieb ich ganz genau, wie mein Schinken aussah, wie er schmeckte, wie pikant er war, nicht zu scharf gesalzen, gerade genug, um den feinen Tokayer nicht zu beleidigen, und ich malte ihr mit so lebendigen Farben das ganze Frühstück, daß sie endlich in die Worte ausbrach: „jetzt aber schweigens!" Ich schwieg aber nicht, denn jetzt pries ich die Blume des Tokayers, seine Farbe, das edle Feuer, das er in meine Adern goß, verschwieg aber sorgfältig, daß ich als wahrer Barbar ohne exquisiten Genuß den Wein getrunken hatte. So bestellte sie sich auch Tokayer und verzieh mir dann meine Lobreden auf mein sechs Gulden Frühstück. Endlich um 2 Uhr machte die Suppe ihr Erscheinen, ein allgemeines Gottlob! der Tafel entlang, und wenn je ein Mittagessen gewürdigt wurde, so war es dieses. Lebhafte Unterhaltung mit dem vis a vis u. meiner Nachbarin, Fräul. von Heerfeld, würzten das Mahl, ein Witz schlug den andern und Kohlhaas sagte mir nachher, daß er mich noch nie so gesehen habe, meine gute Laune war eben durch die fidele Gesellschaft erhöht worden und die Flasche Tokayer zum Frühstück @ fünf Gulden Münz.

Wir hatten auf der ganzen Reise wunderschönes Wetter und konnten mit hohem Genuß auf die ewig wechselnden Szenerien des Donauthales blicken. Blühende Auen, aus denen freundliche Dörfer mit Obstgärten umgeben, ihre Thurmspitzen herausstreckten, wechselten mit Höhenzügen, die sich an manchen Stellen in's Romantische erhoben; alte Burgruinen, uralte Römerthürme, zerfallene und gut erhaltene Klöster aus alten Zeiten erinnerten an vergangene Jahrhunderte. Hier liegt auch auf hohem Fels die alte Ritterburg, wo Richard Löwenherz, wie uns der Kapitän

erzählte, lange gefangen saß. Wie oft mag er wohl aus dem Thurmfenster auf die den Fuß des Felsennestes bespülende Donau hinausgeschaut, wie mag er den Tönen des Troubadors Blondel gelauscht haben, der mit der Harfe von Land zu Land ziehend, seinen Herrn und Gebieter suchen ging und hier endlich ihn vom treulosen Oestreich eingekerkert fand.

Prachtvoll spiegelte sich die Sonne in den 365 Fenstern des Klosters Mölk und der Abend zeigte sich, als wir in Nußdorf landeten. Die Visitation unserer Koffer und Pässe nahm geraume Zeit in Anspruch, die letzteren wurden uns abgenommen und wir angewiesen, dieselben am nächsten Morgen auf der Polizei abzuholen. Im Gedränge hatten wir unsere Reisegefährten verloren. So fuhren wir dann mit einem Fiaker nach Wien, wo wir im Hotel Erzherzog Karl abstiegen.

Wiener Leben.

Am nächsten Morgen machte ich mich zeitig auf den Weg, um in der Alser Vorstadt, wo das Hospital lag, ein Zimmer zu suchen, das ich auch in der Wikkeberger Gasse fand. Sogleich zurückkehrend, um meinen Koffer abzuholen, bezahlte ich meine Zeche, die für Uebernachten und Kaffee am Morgen zwei Gulden betrug; gab Kohlhaas, der den grauen Zylinder sorgfältig ausbürstete und in keiner so großen Eile wegzukommen war, meine Adresse und fuhr meiner neuen Wohnung zu, die mich auf ein paar Monate beherbergen sollte. Am andern Morgen trat mein Freund bei mir ein und bat mich, ihm eine Wohnung suchen zu helfen. Er hatte für zwei Mal Uebernachten, Mittag-, Abendessen und Kaffee zum Frühstück sechs Gulden bezahlen müssen. Ich hatte mir den Aerger über weggeworfenes Geld erspart.

Eine Wohnung in meiner Nähe war bald gefunden und sogleich bezogen. Am Nachmittag machten wir uns auf, um einen Dr. Braun, an den wir adressirt waren, aufzusuchen. Derselbe als ächter Wiener, empfing uns sehr zuvorkommend, stellte sich sofort zu unserer Verfügung und lud uns ein [am Abend] den „Volksgarten" zu besuchen. Hier spielte der alte Strauß mit seinem Orchester, geigte auch zuweilen selbst mit, wenn er es nicht für nöthig fand, zu dirigiren. Die schöne, elegante Welt promenirte um den in der Mitte stehenden Musikpavillon, während im weitern Kreise Tische und Stühle die Müden und Durstigen zum Ausruhen einluden. Als ich meine Verwunderung über die glänzenden Toiletten aussprach, stieg dieselbe auf's Höchste, da uns unser Cicerone belehrte, daß die eleganten Damen alle zur Demi-Monde gehörten und sich erbot, uns den Beweis zu liefern. Wir tranken unsere Gläser aus und begleiteten ihn auf seiner Rundreise um den Pavillon, aber dem Strom der Promenirenden entgegen, und wir freuten uns schon, ihn für seine Prahlerei auslachen zu können, weil wir nichts Auffallendes bei unserm Spaziergang bemerkt

hatten, aber als wir wieder an unserm Tisch zurückkamen, zeigte er uns fünf zierliche, duftende Visitenkarten mit den Namen und Adressen von ebensoviel Damen, die er auf unserm Rundgang gesammelt hatte.

Wir trafen im „Volksgarten" unsern Reisebekannten von Ischl, und so ohne Verabredung kamen wir während der nächsten paar Wochen an verschiedenen öffentlichen Plätzen zusammen, im „Sperl", in Hietzing, in Schönbrunn, in der „Goldenen Birn" u. s. f. Herr von Heerfeld gab uns die Adresse seiner Wohnung und Fräul. Marie lud uns freundlich ein, sie zu besuchen, sie würden etwa sechs Wochen hier bleiben.

* * *

Der zweite Abend fand uns im „Sperl", wo Kapellmeister Lanner Tanzmusik aufspielte. Es wurde auch getanzt, natürlich nicht in den Pausen, aber wie getanzt? Nur Wiener können die deutschen Rundtänze tanzen, kein anderer deutscher Stamm kann es. Obwohl es uns in den Zehen kribbelte und die Wienerinnen einladend genug aussahen und uns auch einladende Blicke zuwarfen, wagten wir doch nicht, unsere prosaischen Füße im Drehwalzer und Galopp zu versuchen. Hier war jede Bewegung poetisch, bald schwebend, schleifend, bald eilend, jetzt zögernd, in den Hüften sich wiegend, schmachtende Blicke sich zuwerfend, nun wieder hinausstürmend in toller Lust, fast mehr in der Luft, als auf dem Boden; so tanzten die Wiener und gingen ganz ein auf die Idee des Komponisten, sogar das Coda und die Einleitung wurden getanzt. Daß ein Paar aufhörte und ausruhte, ehe der ganze Tanz zu Ende gespielt war, kam nicht vor; jeder neue Theil gab ihnen neue Empfindungen und die Tänzer wollten nicht um eine einzige zu kurz kommen.

So sahen wir dem Treiben zu bis Morgens zwei Uhr. Der Garten war feenhaft beleuchtet, hunderte von Lampions schwebten von den Aesten der Bäume hernieder, tausende von kleinen Lämpchen waren in den Gesträuchen und Blumenparterres versteckt, ja, sogar ein schirmartig herabfallender Mantel von Wasser erglänzte im Lichte der hinter ihm plazirten Lämpchen. Im Saale brannten 1001 Gasflämmchen. — Endlich brachen wir auf, ganz erfüllt von dem Sinnesrausch, den wir empfunden. Auch hatten wir trefflichen niederöstreichischen Wein, Gumpoldskircher, getrunken, und so marschirten wir vergnügt unseren Wohnungen zu. Aber die Straßen wurden einsamer, die Laternen seltener, die Häuser standen in größeren Zwischenräumen — wir waren verirrt und unsere Uhren zeigten 3 Uhr. Doch da schien Licht durch ein Fenster; wir klopften, um Auskunft zu erhalten; ein Polizist öffnete die Thür und erklärte uns auf unsere Frage, daß wir eine Stunde lang in ganz verkehrter Richtung marschirt, daß wir im Augarten seien; daß es uns zwei Stunden nehme, bis in die Alser Vorstadt, wenn wir aber durch die Stadt gingen, so könnten wir in einer starken Stunde zu Hause sein. Unsere Aussage, daß wir erst zwei

Tage in Wien seien, ließ den guten Mann einen raschen Entschluß fassen: Der Polizist sprach einige Worte rückwärts und heraus kam ein zweiter Polizist (es war ein Stationshaus), der uns den Weg führte. Er brachte uns auch zu einem zweiten Stationshause, von hier aus wurden wir durch einen andern Polizisten zum dritten, vierten und fünften eskortirt und so kam es, daß wir faktisch auf dem Schub durch die Kaiserstadt hindurch nach unserer Alser Vorstadt transportirt wurden, wo wir Morgens halb fünf Uhr todtmüde ankamen.

So verstrichen die ersten Wochen, abwechselnd mit Kollegien hören und Unterhaltungen. Wir besuchten die Konzerte, Opernvorstellungen, — hatte uns ja unsere gefällige Prima Donna Freibillete für ihre Vorstellungen gegeben — frequentirten das Kärnthnerthor-Theater, die Oper sehr oft, besonders wenn Staudigl, der größte Bassist damaliger Zeit, auftrat. Aber auch das klassische Burgtheater sah uns oft in seinen Räumen. Egmont und Fiesco sahen wir untergehen. War aber eine Raimund'sche oder Nestroy'sche Posse im Leopoldstädter Theater, so zog es uns dorthin, und Nestroy als Titus Feuerfuchs oder als Schuster im Lumpazi Vagabundus war unnachahmlich. Aber Scholz machte ihm den Ruhm als Komiker streitig. Wenn er nur auftrat, so hatte seine Figur schon so viel Drastisch-Komisches an sich, daß man das Lachen nicht zurückhalten konnte, und wenn er dann in seinem Wiener Dialekt loslegte und manchmal einen derben Witz extemporirte, so erzitterte oft das Haus vom Beifallsturm.

Ich erinnere mich einer Szene, in welcher er als Ballettense auftrat und eine berühmte Tänzerin persiflirte. Bei dem Gebrüll und Gelächter konnte man das Orchester nicht mehr hören. Als er aber zum Schlußeffekt gar in Ohnmacht fiel und die Theaterdiener mit Riechfläschchen, Senfpflastern, Kamillenthee, einer sogar mit einer Klystierspritze hereinstürzte, da johlte das Haus und wir johlten mit und es wundert mich noch heute, daß das Theaterdach fest sitzen blieb.

Im Theater an der Wien, dem größten der Stadt und wohl Deutschlands, wurden große Spektakelstücke aufgeführt. „Die Räuber in den Abruzzen" zeigten uns die halsbrechendste Fertigkeit im Reiten, die uns eine dort gastirende Kunstreiterbande vor Augen führte.

So ging es die ersten vier Wochen zu, jeden Abend entweder im Theater oder im Biergarten bei Strauß oder Lanner, zu Haus nie vor 12 Uhr. Da aber in jedem Hause ein Portier ist, der um 10 Uhr die Thüren schließt, und beim Wiederaufschließen einem drei Kreuzer abnimmt und nach 12 Uhr das doppelte, so abonnirten wir gleich für einen Monat und bezahlten im Voraus.

In den Kollegien hatten sich nach und nach eine ziemliche Anzahl junger Doktoren von allen möglichen deutschen Universitäten eingefunden, die bald bekannt und befreundet wurden. Sie schlossen sich uns an, und so

belegten wir einen Gartensalon in der „Schwarzen Elster", wo wir auch unsern Mittagstisch gemeinschaftlich einnahmen. Hier versammelten wir uns Abends, sangen fidele Kommerslieder, (in Wien etwas Unerhörtes!) wählten einen Präses, Dr. Reinecke aus Braunschweig, vulgo Lampe, der, mit Ausnahme von Greifswalde und Rostock, auf allen deutschen Universitäten studirt hatte und wirklich ein Original war. Er konnte eine Rede extemporiren und die widersinnigsten Wörter zusammenbringen, daß einem oft der Verstand stille stand, wie einmal, wo er mit einer kühnen Wendung von einer Selchwurst auf den Dianentempel zu Ephesus zu sprechen kam.

Die Wiener Spießbürger nannten unsere Gesellschaft den ausländischen musikalischen Aerzte-Verein, und unsere Kneipabende verwandelten sie in Sitzungen. Als der Verein in seiner Blüte stand, zählten wir 23 Mitglieder. Jeder hatte das Examen hinter sich, das Doktordiplom in der Tasche, jeder hatte einem Korps angehört, jeder eine Charge in seinem Korps bekleidet, und nun sprudelte es in den 23 Köpfen und der Lebensübermuth kochte über und Witzesfunken zuckten hin und her. Dabei wurden Liesinger's Felsenkeller-Bier oder rother Ungarwein gekneipt, die alte frohe Burschenzeit blühte uns zum zweitenmal. So ist es kein Wunder, daß wir bald in der ganzen Alser Vorstadt bekannt wurden.

Skoda und Blanky wurden neugierig; sie hatten wohl von deutschem Studentenleben gehört, aber es nie selbst mitgemacht. So nahmen sie einmal eine Einladung zu unserm Kommers an. Als sie pünktlich um 8 Uhr sich einstellten, wurden sie von einer feierlichen Prozession empfangen. Aus Tischtüchern, von dem Wirthe geborgt, hatten wir uns römische Togas zurecht gemacht. Voraus marschirten zwei Füchse, jüngere, erst eingetroffene Mitglieder, mit ellenlangem brennenden Fidibus. Dann kam der Lictor, auf einem Kopfkissen die Schlüssel des Salons kreuzweise gelegt, tragend, ihm zur Seite zwei Unterlictoren mit Besen, als Zeichen ihrer Würde. Dann der Präses, der über seiner Toga noch ein rothes Umschlagetuch trug, und hinter ihm her, im Gänsereihen, die übrigen Mitglieder, alle mit großen brennenden Fidibussen.

Der Präses streckte im Vorbeigehen seine beiden Arme aus und nahm unter dem einen Arm Dr. Skoda und unter dem andern Dr. Blanky, die beide höchst verwundert dreinschauten, während wir mit feierlicher Stimme, „Was kommt dort von der Höh'?" sangen. Aber der Rundgang um den Tisch war beendet, die Fidibusse abgebrannt, und nun begann der Präses seine Anrede an die beiden Professoren, die alles übertraf, was er bisher geleistet hatte. Ein Witz schlug den andern, und die seither so ernst dreinschauenden Senatoren konnten ihre Würde nicht länger bewahren, und ein regelrechter Kneipabend ging los, ein Lumpides brachte sogar unsere beiden geehrten Lehrer zum Singen, wobei der eine ein Lied in böh-

miſcher, der andere in ungariſcher Sprache ſang. Ein Salamander wurde auf's Wohl unſerer Gäſte gerieben und Skoda und Blanky mußten mehrere Mal nachexerzieren, bis es klappte. So ging es fort bis zwei Uhr Morgens und als wir um acht Uhr in's Kolleg kamen, da klagte Skoda über Ohrenſauſen und Kopfweh und ſchloß deshalb ſeine Vorleſung früher und folgte uns in das „Schwarze Kameel", einer Weinhandlung, wo wir bei feurigem Ungarwein und Tonina (eingemachtem Seefiſch) unſern Katzenjammer bezwangen; und um ein Uhr Mittags den guten Blanky auslachten, der bis zwölf Uhr geſchlafen und immer noch furchtbares Kopfweh hatte.

Die Ausflüge um Wien herum, nach Plötzen ꝛc. ſind gloriös, beſonders wenn ſie in ſo guter Geſellſchaft unternommen wurden, wie bei uns. Immer 10–12 Mitglieder konnten zuſammen gefunden werden, die nach Laxenburg, auf den Kahlenberg oder nach Schönbrunn wanderte. Eine zahlreiche Geſellſchaft ſuchte einmal die intereſſanten Partien im Schwarzenberg'ſchen Park auf, ein andermal beſuchten wir die kaiſerl. Menagerie in Schönbrunn, und hörten dann ein Lanner'ſches Konzert in Hietzing. Zur Abwechslung fuhren wir nach Lieſing, um das Felſenkeller-Bier an der Quelle zu trinken oder wir marſchirten durch das Helenenthal, die ſogen. Brühl, mit ſeinen Schlöſſern und dem Huſaren-Tempel; nach Baden, wo wir in den ewig warmen Quellen badeten. Gute Schwimmer, wie wir alle waren, tanzten wir einmal waſſertretend eine Quadrille in der Mitte des kryſtallklaren Baſſins, und wurden von den umſtehend zuſchauenden Herrn und Damen auf's lebhafteſte applaudirt.

Mit derſelben Bahn kann man auch nach dem eine Stunde entfernteren Vöslau fahren, wo ebenfalls warme Quellen dem Erdboden entſprudeln. Wir fanden dort eine Anzahl Damen im Waſſer, etliche ausgezeichnete Schwimmer, andere noch Neulinge in der edlen Kunſt, aber alle ſo fidel neckiſch und munter, daß wir nicht umhin konnten, der freundlichen Aufforderung, auch zu baden, Folge zu leiſten und uns in unſern Badekoſtümen kopfüber in's Waſſer und mitten in die luſtige Schaar zu ſtürzen, die auch nicht ermangelte, den eben Auftauchenden eine friſche Taufe durch wiederholtes Untertauchen zukommen zu laſſen. Hier war es, wo Kohlhaas entdeckte, daß ſein großer ſchwerer Siegelring, den er vergeſſen hatte abzuziehen, verloren gegangen war. Die ganze Geſellſchaft machte ſich auf die Suche, indem jeder mit auf das Waſſer gelegtem Geſicht das kryſtallklare Waſſer in dem 9 bis 16 Fuß tiefen Baſſin, weiterſchwimmend abſuchte. Der freudige Ausruf eines unſerer Geſellſchaft, daß der Ring unter ihm an einer bezeichneten Stelle liege, brachte die Zunächſtſchwimmenden herbei, aber ehe ſich dieſe orientiren konnten, hatten zwei Damen untergetaucht und mit ſtrahlendem Geſicht und frohem Ausruf überreichte eine der Nymphen meinem Freunde den goldenen Reif. In Verlegenheit,

wie er wohl seinen Dank abstatten solle, kam er auf den Einfall, eins seiner Kunststücke zum Besten zu geben, sprang an's Ufer, hinauf auf das Springbrett, um einen doppelten Purzelbaum zu schlagen, ehe er das Wasser erreichte, aber sein Schicksal wollte, daß er nicht hoch genug und zu kurz sprang und so schlug er zum Gaudium der Kameraden u. Damen beim zweiten Drehen breit und flach auf den Rücken, statt mit den Füßen zuerst das Wasser zu erreichen. Als wir später an's Land stiegen, sah sein Rücken aus, wie wenn man ein Senfpflaster darauf gelegt hätte, und er bekannte später, daß er auch so fühlte. Doch vergaß er es, als wir nach dem Bade uns bei rothem Vöslauer gütlich thaten und mehrere der mit uns badenden Frauen und Fräulein, alle aus den höheren Ständen, sich unserm Tische anschlossen, nachdem ihre Tugendwächter, die inzwischen in einem der Pavillons Whist gespielt hatten, ihren Rubber aufgegeben und den nun in aller Glorie strahlenden, feingeputzten Damen den Arm gereicht hatten.

Wir trafen die Gesellschaft noch mehrmals, mußten aber alle unsere Geschicklichkeit aufbieten, es ihnen im Schwimmen gleich zu thun, denn sie machten ganz erstaunliche Kunststücke. Kopf links von dem zwölf Fuß hohen Springbrett in's Wasser stürzen war das gewöhnlichste, aber oft sah ich, wie eine auf die Schultern der andern krabbelte, während diese auf dem Springbrett stand, und nun aufrecht stehend auf den Schultern, die Hände über den Kopf zusammenschlug und sich kopfüber in die Tiefe stürzte, worauf die andere nachfolgte. Und wie lachte die Gesellschaft, wenn die zweite unter dem Wasser schwimmend der eben auftauchenden ersten mit dem Kopf zwischen die Beine kam und dieselbe aus dem Wasser hebend rückwärts überwarf. Ländlich, sittlich! Dort denkt Niemand etwas Arges oder Anstößiges dabei.

Fräulein von Heerfeld, die auch zuweilen mit ihrem Vater und der Tante nach Vöslau kam, war nicht zu bewegen, in die Nähe des Teiches zu gehen, sie suchte sich ein stilles Plätzchen auf, wo sie ihren Dante oder Shakespeare im Original oder vielleicht in einem Gebetbuch las, denn sie war eine fromme Katholikin, und als ich sie einmal in eine Kirche treten sah und nachher selbst eintrat, lag sie auf den Knieen, inbrünstig betend, und war gar nicht erschrocken, als sie mich beim Austritt aus der Kirche beobachtete und eine freundliche Konversation eröffnete. Und wie schämte ich mich einmal, als wir im Prater saßen und einer der herumziehenden Italiäner seine Salamiwürste anpries und ich, als ich ihn heranwinkte, sein Italienisch nicht verstand, für wieviel Kreuzer ich wollte? und Fräul. Marie in höchst geläufigem Italienisch für mich die Antwort gab. Als ich später, um den Eindruck abzuschwächen, auf Alterthumskunde, Paläontologie und Entstehung der Erde kam, wo ich mich sattelfest glaubte, wie erstaunte ich, als ich fand, daß sie das alles studirt hatte; als sie aber gar

auf Astronomie zu sprechen kam — wir hatten am Abend zuvor den Schuster im „Lumpazi Vagabundus“ über Paralaxe und Perihelion phantasiren hören — da gestand ich, daß ich nur einmal mich um Astronomie bekümmert hatte, als ich zum zweitenmal mich ernstlich verliebt hatte. Sie meinte zwar, daß man um Astronomie zu studiren, seine Gedanken beieinander haben müsse, ein Verliebter aber dies wahrscheinlich nicht haben dürfte und deshalb meine Astronomie nicht weit her sei, was ich pflichtschuldig auch eingestand.

III. Reise nach Amerika. (Auszug.)

(Aus dem „Deutschen Pionier“, Jahrgang 9, Seite 248, ff.)

Die nächsten Tage hatten wir noch ungünstigen Wind. War er auch Morgens hinter uns, so durfte man sicher sein, daß man Mittags laviren mußte. Ein herrlicher Südwest-Wind bei gutem Wetter und hoher See, frischte unsern eingeschlafenen Frohsinn wieder auf. Es war ein prächtiger Tag, die Passagiere saßen oder standen in Gruppen auf dem Deck. Auch die armen Seekranken suchten heute nach achttägigem Eingesperrtsein, die frische Luft wieder und lagen, jammervolle Gestalten, auf ihren Teppichen auf dem Deck. Die Betten wurden gesonnt, Wäsche, frisch gewaschen, trocknete rasch im Winde. Die Kinder waren vergnügter und häbichter, daß sie wieder reine Luft athmen konnten.

Manche Spritzwelle fiel über Bord, Christen und Juden wiederholt taufend; von den trocken Gebliebenen wurden die Nassen verlacht, die eilig in die untern Räume flüchteten; nur wenige wurden heute von dem muthwilligen Element verschont. Auch ich, eben zum Bugspriet gehend, bekam die gründlichste Taufe. Ich sah zwar die Welle kommen und bückte mich tief, aber nur um den Inhalt von etwa zwanzig würtemberg'schen Eimern auf den Buckel zu bekommen. In meinem Leben hätte ich nicht geglaubt, daß überhaupt so viel Wasser über Bord spritzen könnte; ich wurde durch die ungeheure Menge Wasser zu Boden geworfen und bis auf die Haut durchnäßt. Der Zorn, der mich überfiel, da ich noch obendrein ausgelacht wurde, hätte mir leicht zurückschlagen und irgend ein Unwohlsein zur Folge haben können, so hatte ich aber das unbeschreibliche Vergnügen, die ganze Partei der Lacher, die am Mittelmast auf einer am Deck liegenden Raa saßen, durch eine herrliche voluminöse Welle, die der Gesellschaft förmlich in den Schoß fiel, aus ihrem Lachkrampf gerissen zu sehen.

Da stand ich, naß wie ein Pudel, die zum Füllen in der Küche bestimmte Bettflasche in der Hand, und da standen jene, trocken am Oberleib, aber mit gründlich eingeweichten Beinkleidern und Röcken, einander anschauend, und ich den Wahlplatz behauptend und ihnen wieder nachlachend. — Von nun an hielt ich mich ganz hinten auf, wo auch Herr Benschoff, ein

Ungar, der überhaupt kein Freund vom Salzwasser war, sich postirt hatte. Die See ging gegen Abend höher, und als es Nacht geworden, da trieb ihn, der vorher viel über die Kourage seiner Landsleute bramarbasirt hatte, die Angst aus dem Bette auf's Deck, um bei dem wachehabenden Steuermann Trost zu suchen. Der Arme hatte gerade den Augenblick gewählt, auf's Deck zu gehen, wo eben eine ziemliche Welle, die erste und einzige in dieser Nacht, das Hinterdeck zu ihrem Schauplatz machte, und den armen Ungar, der in den Unterbeinkleidern eben das Verdeck erreicht hatte, im Augenblick pudelnaß machte und zum schleunigen Rückzug zwang. Schaudernd und zähneklappernd unten in der Kajüte angekommen, konnte er mir nicht genug von der Wuth des Sturmes und Ozeans erzählen. Als ich aber ein paar Stunden später ebenfalls hinaufstieg, da schien der Mond hell, rasch zogen die Wolken über uns hin, aber von Sturm keine Spur. Der Steuermann konnte mir vor Lachen kaum erzählen, wie Herr Benschoff sich so eilig nach der ersten und einzigen Welle dieser Nacht retirirt habe.

Bald sollte der Muth des Ungarn auf eine stärkere Probe gestellt werden: Der Morgen des 10. Oktober brach an. Ich wunderte mich, nach dem Aufwachen, weder einen der Steuerleute, noch den Kapitän in der Kajüte zu finden, auch der Kajütenjunge ließ sich nur einen Augenblick sehen, und nur um uns ein ernstes Gesicht zu zeigen. Das Schwanken des Schiffes war nicht sehr heftig, dagegen hörte ich den Sturm durch das Takelwerk heulen, dazu schon heißeres Kommando des Kapitäns und das Hoiorufen der Matrosen. Ich stieg die Treppe hinauf und fand den Gruß des Kapitäns, mit dem er auf mich zukam: Jetzt haben wir einmal Sturm, bisher war es nur windisches Wetter, in Wirklichkeit bestätigt. Die Segel waren bis auf das große am Hauptmast, das verkürzt war, alle eingerefft, die oberen Stangen wurden eben heruntergelassen, und auf dem großen Segel am Vordermast hingen fünf Matrosen auf dem Bauch liegend und mit den Füßen sich festhaltend, indem sie mit dünnen Tauen das eingerefte Segel fest umschnürten. Mir schwindelte bei diesem Anblick und auf meine Bemerkung gegen den Steuermann, daß doch leicht einer herunterfallen könnte, meinte dieser kurz: „müssen sich festhalten."

Der Sturm tobte aus Südosten und hatte vor Tagesanbruch begonnen. Zornig kämpfte die See gegen den Störenfried, aber so heftig war die Gewalt desselben, daß die Wellen vorerst noch niedergehalten wurden. Jede aufsteigende Woge wurde in ihrer Spitze vom Sturm gleichsam abgebrochen und der zertheilte Schaum in die Lüfte getrieben. So schien der Ozean ein weites Schneefeld: alles Poetische, das der Ozean bei mäßiger Bewegung hat, war verschwunden, denn die schauerliche Oede, die sich jetzt den Blicken darbot, konnte nicht ansprechen, ebensowenig wie ein viehisches Würgen von ein paar Burschen, verglichen mit einem ritterlichen

Turnier, oder einem nobeln Fechten ansprechen kann. Es war eben die brutale Gewalt, die, keinen Widerstand fürchtend, Alles was zufälliger Weise auf dem von ihr eingeschlagenen Wege sich entgegenzustellen sucht, entweder vernichtet, oder im Strudel mit sich fortreißt. In furchtbaren Stößen schnitt der entfesselte Sturm pfeifend durch das Takelwerk, prüfend gleichsam die Festigkeit der Maste und Taue. Mit aller Wuth suchte er das Schiff umzuwerfen, und immer richtete sich das Fahrzeug wieder auf und setzte kühn dem grimmen Gesellen seine schlanken Spieren und straffen Taue entgegen. Wild wogte das Meer, wie zornig, daß der Sturm allein das Vernichtungswerk vollbringen wollte, immer drohender erhoben die Wogen ihre Häupter und warfen das Schiff wie einen Spielball hin und her. Da gähnte plötzlich neben an ein ungeheurer schwarzer Abgrund, in den das arme Fahrzeug durch eine berghohe Welle noch hineingeschleudert wurde, aber gehoben durch die nämliche Woge, ritt es jetzt hoch auf ihrem Rücken, um vorwärts mit der Spitze in eine ebenso schauerliche Tiefe hinab zu schießen.

Der Wellenberg, der sich nun vorne aufthürmt, scheint unübersteiglich, aber eine ungeheure Woge hebt das Schiff von unten und wirft die Last von 600 Tonnen ohne Mühe auf die gewaltige Welle. Es ist einem Kampf zwischen zwei Riesen zu vergleichen: Der Sturm fordert geringschätzend den Gegner heraus und wühlt mit wilder Lust in den Eingeweiden des anfänglich trägen Gegners; aber bald beginnt dieser seine gräßliche Kraft zu zeigen und stellt den Stößen des Windgottes seine Wogenberge entgegen, und je ärger Aeolus tobt, desto schneller und kolossaler errichtet Neptun seine Wälle und als der Mächtigere behauptete er die Wahlstatt, und seine Wuth und Kraft steigt mit dem Ermatten des Windgottes. Und nun denke man sich ein armseliges Schiff, das nichts als eine Nuß, ein Spielball ist, vom Sturme niedergeschleudert in den Wogenschwall, und von diesem den Winden entgegengeworfen wird, daß es ächzt und seine Fugen krachen, in diesen Kampf verwickelt. Ein fingerbreiter Riß in den Wänden würde das Fahrzeug vernichten, ein schadhaftes Tau den Verlust des Oberbaus zur Folge haben.

Meine Frau und ich, die einzigen Passagiere die gerade diesen schauerlich großartigen Anblick genossen, wurden nach kurzem Verweilen auf dem Deck vom Kapitän hinuntergeschickt, weil nun auch die Wogen mit gräßlichem Eifer auf's Deck schlugen, und alles nicht Festgebundene fortzuspülen drohten. Der Kapitän begleitete uns hinab, als in demselben Augenblick ein Mark und Bein durchschneidender Ruf des am Steuerruder stehenden Matrosen uns wieder auf's Deck brachte.

Das vom Steuerrad an das Steuerruder gehende, letzteres festhaltende armsdicke Tau war geborsten; der Mann am Steuer deshalb unvermögend, dasselbe zu regieren und das Schiff so der Wuth der Elemente

preisgegeben. Matrosen und Passagiere sprangen herbei, einer der Matrosen kam mit einem Flaschenzug gesprungen, der Zimmermann stürzte in die Segelkammer nach einem Tau, was helfen konnte und Platz fand, faßte die zerrissenen Tauende, indessen andere in größter Eile den Flaschenzug an die Stelle des geborstenen Tanes befestigten, bis ein neues angelegt war. Zur Vorsorge blieb auch noch der Flaschenzug befestigt. Nun erst war die Gefahr beseitigt und leichter athmeten Alle auf. Jetzt standen auch zwei Matrosen festgebunden am Steuer, und Taue wurden rechts und links umher gespannt, um ihnen, wenn sie losgerissen würden, noch mögliche Hilfe zu gewähren, denn der Sturm wuchs von Minute zu Minute. Zu allem noch entluden schwere Wolken ihren Inhalt, so daß nur die wasserdichten Matrosen oben bleiben konnten. Ich verließ das Deck im rechten Augenblick, denn der eben heraufsteigende Steward wurde, als ich kaum unten war, von einer Welle wieder die Kajütentreppe hinuntergeworfen. — In der Kajüte hörte ich Heulen und Jammern, und wen entdeckte mein Auge? den muthvollen Ungarn, laut sein unseliges Schicksal beklagend. Ich mußte lachen und beschämt retirirte der arme Benschoff in seine Koje, um sich unsern spöttischen Bemerkungen zu entziehen.

Wir saßen am Mittagstisch; Herr Benschoff gegen seine Gewohnheit auf der Seite des Tisches. Unser Balanciren war höchst gelungen, als Herr Benschoff, im Begriff sich etwas Suppe zu holen, sich von seinem Sitz erhob. Höchst unvermuthet wird im gleichen Augenblick plötzlich das Schiff auf die Seite des Benschoff gehoben. Dieser das Gleichgewicht verlierend, fällt gleichsam von oben herab auf den Tisch, ein Tischbein bricht und der Gewalt des hingeworfenen Ungars nachgebend, wird der Tisch, sammt dem Mittagessen an die andere Wand geschlendert. Die gelben Rüben hingen wie Arabesken am nußbraunen Getäfel. Kartoffeln kugelten auf dem Boden herum. Das Oel aus der zerbrochenen Oelflasche, verbunden mit dem Essig und Pfeffer und Salz, suchte die am Boden liegenden Häringe auf, die Butter glättete den Boden, umgeworfene Stühle wetteiferten in ihren Bewegungen mit den Tellern und Schüsseln, Platten und Gläsern, und zwischen allem diesem Wirwarr der arme Urheber desselben, unbegreiflicher Weise nun unter dem Tisch liegend, mit einem wahren Weltuntergangsgesicht nach Hilfe suchend, und wir, lachend und verwundert nach unserem Mittagessen blickend, von dem ich nur einen Teller mit Schinken gerettet hatte. Des Stewarts ausbrechender Jammer über sein zerbrochenes Tafelgeschirr, des Zimmermanns traurige Miene wegen des zerbrochenen Tisches, den er nun zu repariren hatte, der nach Entschuldigungen suchende Benschoff, ließen uns den Verlust eines warmen Mittagessens bald vergessen und erhöhten unsre Lustigkeit, die nach dem ersten Staunen über den Tischbruch sich erhoben.

Plötzlich riß uns ein Hülferufen, das aus dem Schiffsbauche zu kommen schien, aus unsern Betrachtungen über die Unsicherheit von Tischfüßen während eines Sturmes, über die Aussicht auf kalte Küche u. s. w. Dem Schrei nach Hülfe folgte ein wildes Rennen, übertönt von Fluchen, Beten und hellem Gelächter. Unser erster Gedanke beim Hülferuf war, da derselbe aus dem Zwischendeck kam, daß das Schiff ein Leck bekommen, und das Wasser mit Gewalt einströme. Wir stürzten auf's Verdeck und erfuhren von dem am Steuerruder stehenden Matrosen, laut lachend, die Ursache dieses Lärms.

Auf dem Deck, dicht neben der in's Zwischendeck führenden Luke, stand nämlich ein oben offener, etwa 3½ Fuß hoher Bretterkasten, in welchem der Kapitän ein Schwein einquartiert hatte, das von der übrig gebliebenen Kost gemästet werden sollte; nicht um den Passagieren aufgetischt zu werden, sondern bei der Rückkunft in Bremen als fette Sau verkauft zu werden. Die vielen Juden im Zwischendeck machten oft einen Umweg zur vorderen Luke, um nicht durch Zufall mit dem unreinen Thier in Berührung zu kommen. Das arme Thier, das jedenfalls das Balanciren während eines Sturmes nicht gelernt hatte, so wenig wie unser Ungar, war bei dem heftigen Schwanken des Schiffes, dergestalt aus dem Gleichgewicht gekommen, daß es über die Brüstung in's Zwischendeck hinabfiel u. unter den Passagieren, von denen die Hälfte orthodoxe Juden waren, eine unbeschreibliche Aufregung verursachte. Jedes suchte in der größten Eile seine Schlafstelle zu erreichen, um sich in Sicherheit zu bringen. Frauen wurden ohnmächtig, andere beteten, Kinder wurden überrannt, zu Boden geworfen, Mädchen heulten, die Männer fluchten, die Matrosen lachten und brüllten vor Vergnügen, die Sau schrie als ob sie lebendig gebraten würde, andere nichtsnutzige Passagiere suchten das arme erschrockene Thier unter die Kinder Israels zu treiben, oder nachdem sie es an den Ohren und am Schwanz gepackt hatten, auf die in den Betten verbarrikadirten Juden zu werfen, was ihnen auch einmal gelang, obgleich sie sich den Anschein gaben, als wollten sie das Gegentheil; kurz, ein größerer Spektakel hat wohl noch nicht leicht auf einem Schiff stattgefunden. Endlich wurde die Sau von ein paar Matrosen und einigen handfesten Plattdeutschen wieder auf's Deck gehoben und in ihr altes Quartier versetzt. Die gute Laune, welche durch dieses Intermezzo hervorgerufen wurde, hielt noch lange an, und oft erinnerten wir uns während der langen Seereise über das Lustspiel: „Die Sau in Israel."

Indessen dauerte der Sturm ungeschwächt bis gegen 4 Uhr Abends fort. Von da allmählich schwächer blasend, überließ er die Wellen nun ihrem eigenen furchtbaren Spiel, bis auch diese am andern Tage schwächer und schwächer werdend, endlich am 18. Oktober uns einen ruhig wellenden Ozean zeigten. — Am Abend des 18. Oktobers erinnerten wir uns

auch, daß an diesem Tage vor 25 Jahren Deutschland die fremden Fesseln von sich geworfen. Patriotische Erinnerungen wurden rege, jubelnd schlug „Schleswig Holstein" und „Das deutsche Vaterland" zum Himmel, als dieser sich gegen 9 Uhr Abends röthete. Seht die Zukunft Deutschlands! rief ich prophetisch aus, und immer röther wurden die letzten Wolken, rothe Strahlen blitzten vom Horizont zum Zenith auf, erbleichten allmählig, um neuen glühenden Strahlen Platz zu machen; eine Hälfte des Himmels war hell, glänzend roth, mit lichten, schnell aufschießenden Strahlen, die, wenn sie den Zenith erreicht hatten, stille standen, und unbeweglichen Blitzen gleich, den purpurnen Himmel theilten. An der andern Seite des Himmels zog schwarzes Gewölk vorüber, bald die Sterne, bald den Mond durchlassend. Es war ein vollständiges Nordlicht; das prachtvollste das ich je gesehen. Um 11 Uhr hörte die Erscheinung auf, und vergnügt gingen wir alle zu Bette, leider zu früh, denn um zwei Uhr wiederholte sich das Nordlicht, und zwar prachtvoller als zuvor

IV. Buschbauer und Landarzt. (Verkürzt.)

(Selbstbiographie. Mss. Seiten 65–72.)

Meine Beschreibung der Reise nach Amerika schließt da, wo wir auf einem Bauernwagen sitzend im strömenden Regen in Weinsberg einzogen. Herr Christian Schmidt, der ein Gasthaus hielt, hieß uns herzlich willkommen und räumte uns am andern Tag zwei kleine Zimmer ein, wo wir einstweilen bleiben konnten, bis sich für mich etwas fände, wo ich meine Praxis eröffnen konnte. Seine Frau, ein energisches Weibchen, nahm die meinige gleich in Unterricht, um ihr das umständliche, langsame Arbeiten, namentlich Kochen, abzugewöhnen und ihr die praktische Seite des amerikanischen Arbeitens vor Augen zu führen. ..... Die Leichtigkeit mit der diese Frau ihre Arbeiten vollendete, erregte oft unser Erstaunen, und als einmal an einem Sonntag Nachmittag zwanzig Buggies (Kutschen) voll Herren und Ladies anfuhren und Supper bestellten, und sie wirklich vier Stunden später ein Nachtessen aufgestellt hatte, das alles was ich früher gesehen übertraf, da kam uns die Frau fast wie ein überirdisches Wesen vor, denn sie hatte etwas in unsern Augen Unmögliches geleistet. Eine Nachbarin hatte ihr geholfen und zwei erwachsene Töchter hatten bei dem Arrangiren der Tische Hand angelegt. Meine Frau und unser Dienstmädchen hatte sie aus der Küche hinausgejagt, weil sie ihr im Wege standen.

Im Januar 1849 zogen wir nach dem fünf Meilen entfernten Middletown, ein kleines Dorf mit etwa 300 Einwohnern, darunter bloß drei deutsche Familien. Bei einer derselben miethete ich ein Zimmer, für das ich per Monat einen Dollar bezahlte. Unser Ameublement bestand aus einer zweischläferigen Bettlade, unter welcher man eine ditto kleinere schieben

konnte, die bei Tag durch einen Vorhang vor den Blicken geschützt war, Abends aber hervorgezogen wurde, um die Kinder aufzunehmen. An der andern Ecke stand ein Tisch mit Fächern, wo ich meine Apotheke aufstellte. In der dritten Ecke stand der neue Kochofen; sonst waren noch ein Tisch und ein paar Stühle vorhanden. Unsere Kisten waren auf dem Speicher untergebracht.

Es war zwar ziemlich eng, aber für den Anfang gut genug. Ich kaufte ein Faß Mehl, Kaffee und Zucker. Butter und Eier konnten wir in dem „Store" haben, die Milch kostete nichts, aber mit dem frischen Fleisch war es nicht nach unserer Gewohnheit. Es war Winter und da wurden keine Rinder geschlachtet; überhaupt war kein Schlächter im Ort. So ritt ich, nachdem wir den von der Mamma Schmidt uns mitgegebenem Fleischvorrath aufgezehrt hatten, nach Weinsberg, um wo möglich ein Schwein zu kaufen, das wir dann schlachten wollten. Mrs. Schmidt empfing mich mit einem verschmitzten Lächeln: „Ja, so seid ihr Deutschen, ihr wißt euch nicht zu helfen! Warum gehst du nicht in den Store und holst Schweinsrippen und Füße und Köpfe, die kosten ja nichts und werden später auf's Land gefahren zum verfaulen, aber ich will dir was einpacken, einstweilen machst du's mit dem alten Mann aus, wie er dir ein geschlachtetes Schwein liefern will, denn schlachten könnt ihr nicht selbst, das ist ja Unsinn, das versteht ihr ja nicht."

So bestellte ich denn bei Papa Schmidt ein Schwein und er versprach mir auch die Würste zu machen, und zwei Tage nachher kamen die Schinken, Schultern, Seitenstücke und Rippen, alles hübsch hergerichtet, und Bratwurst, Blut- und Leberwurst und Schwartenmagen und ein Hafen voll ausgelassenes Schmalz und die Grüben, und die Rechnung von fünf Dollars für ein Schwein das 210 Pfund wog. Mrs. Schmidt hatte mir indessen im Sack einen Schweinskopf, ein Peck Welschkornmehl, ebensoviel Buchweizenmehl und ein halbes Bushel gedörrte Aepfel eingepackt, und so ritt ich auf dem quer über den Sattel gelegten Sack sitzend, wohlgemuth nach Hause. Am andern Tag sah ich im Store nach und fand, daß ich dem Eigenthümer einen Gefallen that, als ich einen Schubkarren voll Rippen, Köpfe und Füße um den andern holte, bis ich ein großes Faß voll eingesalzen hatte. Aber auch fünfzig Pfund Lendenstücke (Tenderloins) kaufte ich @ ½ Cents per Pfund.

Inzwischen fanden sich einzelne Patienten ein, aber das Geld war rar: für ein Rezept nebst Medizin wurde drei Shillinge (62½ Cents) gerechnet, aber meist nur in Naturalien bezahlt: Turkeys, Hühner, Butter, Eier, Apfelschnitz, Holz, Heu u. dgl. Ich hatte mir nämlich ein Pferd für fünfzig Dollars gekauft, das ich jedoch, weil es trächtig war, für eine stolze Fuchsstute mit silberweißer Mähne und Schweif verhandelte, und die mich bald in der ganzen Gegend als „Doktor" bekannt machte.

Das englisch parliren aber wollte nicht recht von der Zunge, obgleich Herr Wilhelm Kranz, der ein Sohn des Predigers in Weinsberg war und ein Sattlergeschäft betrieb, sich alle Mühe mit mir gab. Aber Noth lernt beten. Jetzt mußte ich eben sprechen, so schlecht es auch ging, wenn unsere Hausfrau nicht den Dolmetscher machen konnte, und nach sechs Wochen fiel es wie Schuppen aus meinen Ohren, ich verstand auf einmal, was gesprochen wurde. Nun brauchte ich nur noch einen Wortvorrath und den erwarb ich mir, daß ich jeden Tag die englische Zeitung mit dem Wörterbuch übersetzte. Meiner Frau wurde die Sprache viel schwerer, dagegen verstand sie es, sich durch Zeichen verständlich zu machen.

An einem schönen Tag kam die älteste Tochter von Schmidt angeritten, uns zu besuchen. Ich zog den Gaul in den Stall, während meine Frau das Essen herrichtete. Aber als es Abend wurde und Miß Sophie keine Anstalt zum Heimreiten machte, da war ich in Verlegenheit, wo ich mich wohl heute Nacht betten sollte. Sie legte sich zu meiner Frau ins Bett und da dieses so schon schmal war, konnte ich nicht daran denken, auch noch mich zuzugesellen. Das Unterschiebbett für die Kinder war viel zu kurz für mich, Sofa war keines da, überhaupt kein leerer Platz sonstwo im ganzen Hause; so kroch ich denn unter das Bett und lag auf dem weichen Fußboden die ganze Nacht. Auch für die nächste Nacht drohte mir ein gleiches Schicksal, aber ein Bote kam und rief Miß Sophie heim, da eine große Gesellschaft Abends einen Ball in ihres Vaters Hotel angesagt habe. Ländlich, sittlich! Ich glaube, das Fräulein hätte sich nichts daraus gemacht, wenn ich mich auch noch in das Bett gelegt hätte.

Im Frühjahr 1849 bekam ich etwas mehr Luft, ich konnte ein ganzes Haus miethen, zwei Zimmer und ein Speicher (sog. attic?), ein Stück Grund auf dem sechs große Kirschbäume standen, und ein Blockstall. Aus alten Bretterstücken und sogenannten Clapboards baute ich mir noch eine Sommerküche. Wer war froher als wir? Das wüste, zum Theil sumpfige Stück Land schuf ich durch Drainierung zu einem Garten um, in welchem wir unser Gemüse und Kartoffeln zogen. So lebten wir vergnügt und schier ohne Sorgen, da ich die Woche mit einem Dollar für Lebensmittel ausreichte und wir mit Kleidern und Schuhen wohl versehen waren. Auch die Praxis machte sich etwas, doch mußte ich verschiedene Rechnungen herausarbeiten lassen, da die Leute mir es anboten und sie kein Geld hatten. So bestellte ich einmal einen Farmer, um mir zwei Klafter Holz zu hacken. Derselbe kam auch am nächsten Morgen zu Pferde, mit der Axt auf der Schulter, und er hatte nur eine Meile weit von seinem Hause. So zog er seinen Gaul in den Stall, warf ihm Heu vor und hatte in ein paar Stunden das Holz ofengerecht gehackt, wozu ich zwei Tage gebraucht hätte.

Am 4. Juli 1849 hatte ich bei der Feier die deutsche Rede zu halten Es war eine glühende Lobrede auf das neue Vaterland. Zwar waren

nur etwa ein Dutzend Deutsche im Stande, meiner Rede zu folgen, aber doch klatschten die Englischen mir Beifall, da sie aus meiner Deklamation und den Geberden auf den Inhalt schlossen. Der Sommer 1849 brachte viele Ruhrkranke und ich ritt manchen Tag wohl dreißig Meilen in der Runde, daß ich nicht zum Mittagessen nach Hause konnte. Wenn ich Hunger verspürte, hielt ich bei einem Farmer an und fragte vielleicht für ein Glas Milch, aber bald verrieth das Prazzeln in der Pfanne und der Geruch, daß Schinken und Eier gebraten wurden; stillschweigend wurde der Tisch gedeckt, Brod, Butter, eingemachte Früchte, Gurken, Rothrüben und ein „Pie" dienten als Folie für den gebratenen Schinken und die Eier und eine Tasse heißen Kaffee nebst einem Glas kalter Milch luden ein. Die Frage nach der Zeche wurde mit „Wiederkommen" beantwortet, und wenn ich apologirte, daß ich unter solchen Umständen nicht wiederkommen könne, so wurde mir einfach der Bescheid: "always welcome."

Das Spätjahr 1849 brachte einen „Indianersommer", der bis Weihnachten währte. Wie glücklich war ich, in ein Land gekommen zu sein, wo ein so prachtvoller Herbst sich präsentirte. Täglich ritt ich aus, um mich am stets wechselnden Kolorit des sich langsam zum Winterschlaf vorbereitenden Waldes zu ergötzen. Noch war es September, aber einige kühle Nächte hatten schon den Butternußbäumen ihre dunkeln Blätter in's Hellgrüne verwandeln lassen. Bald folgten die Sumachsträucher, die in verschiedenen Schattierungen bis in's Purpurroth erglühten. Der Ahorn zeigte neben einigen rothen und gelben Blättern noch die alte grüne Farbe. Der Gummibaum verlegte sich auf's Kupferbraun. Wie bunte Schmetterlinge flogen die gelben und orangefarbigen Blätter der Tulpenbäume auf den Boden. Andere Bäume mit grünen, saftigen Blättern gaben Folie zu dem unvergeßlichen Anblick, während wieder andere neben grün auch noch gelb und roth und orange auf dem gleichen Blatte zeigten. Schwarzblaue Töne und dunkle, kupferfarbige Blätter deuteten auf die kommende Trauer der Natur hin.

So sah es heute aus, und wenn ich am andern Tag kam, so hatte sich das Bild geändert. Andere Szenerien, andere Kulissen, anderer Hintergrund; nur dieselbe Sonne in einem dichten Rauchschleier, warm, herrlich, ein gottvoller „Alte Weiber-Sommer." Kein eintretender Frost beschleunigte den Blätterfall, das Absterben der Natur. Langsam traten die Säfte zurück, und aus Mangel an natürlicher Ernährung fielen die Blätter zu Boden, hier noch einen Teppich bildend, der an Farbenpracht manchem künstlichen nicht nachstand. Bloß die verschiedenen Eichenarten behielten ihre lederartigen Blätter, während am Boden kriechende Dornigeln ihre Ranken oft noch unter dem Schnee mit grünen Blättern zeigten.

War aber dieser Indianer-Sommer wirklich alle Erwartungen übertreffend schön, so schlich der Winter dahin mit langsamen Schritten, auf

nassen Socken, und ließ den Lenz nicht aufkommen. Kam auch da und dort ein wärmerer Frühlingstag, so dämpfte gewiß ein kalter Regenschauer am nächsten Tag die Hoffnung wieder, und späte Fröste tödteten die zarten Augen der knospenden Blüten und Blätter, die vorwitzig sehen wollten, ob denn der holde Frühling komme? So zog es sich hin bis in den Juni, als der Wald grün und der Sommer mit einem Male seine Herrschaft antrat.

* * *

Im Sommer 1850 starb ein deutscher Arzt, Dr. Dalwig, in Canal-Fulton, der eine sehr große Praxis hatte. Da ich nun in dem kleinen Nest kaum so viel verdiente, um leben zu können, zog ich hoffnungsvoll nach Canal-Fulton, wo aber bei 1500 Einwohnern schon vier amerikanische Aerzte waren. Zwar gab es ziemlich viele Deutsche dort, aber leider lauter Methodisten, die, nachdem sie vergebens versucht hatten, mich für ihren Glauben zu gewinnen, mir die kalte Schulter zeigten, so daß ich nicht fand, was ich gehofft hatte. Zudem brach das Wechselfieber an mir aus, und ich konnte meinem Beruf nicht so nachkommen, wie es hätte sein sollen. So lebte ich von dem noch übrigen deutschen Gelde, zwar sehr eingezogen, aber endlich war es aufgezehrt und meine Ausstände konnte ich nicht eintreiben. Freunde hielten mich damals über dem Wasser. Ein Piano, das ich mir von Deutschland hatte schicken lassen, verkürzte mir die Zeit. —

Mein Spiel wurde bekannt, und so gab ich in meinen freien Stunden — und ich hatte deren manche — Pianounterricht oder machte Zigarren, die ich dann an Groceries für Zucker und Kaffee verhandelte. Doch hatten wir auch manchen vergnügten Tag. Mein Piano vereinigte Musikfreunde in meinem Hause. Philipp Held, ein Ofengießer, spielte Flöte und John Rehm, ein Drygoods-Clerk, die Geige und Schimansky, ein Barbier, die Guitarre. So musizirten wir oft zusammen, aber nun erwachte die Lust, uns auch auswärts zu produziren, und als ich einmal von einem Cello hörte, das zu kaufen war, da kaufte ich dasselbe und übte unermüdlich ohne weitere Anleitung auf demselben. Bald war unser Quartett berühmt. Wir fuhren einmal im Schlitten nach dem drei Meilen entfernten Clinton und spielten in dem Saloon, während in der Küche und dem Eßzimmer der Wirthschaft getanzt wurde. So wurden wir zu einem Ball engagirt, wofür wir, außer unserer Bewirthung und Supper, zehn Dollars erhielten, und wir konnten nur zwei Walzer, einen Galopp, eine Polka und eine Quadrille spielen. Aber unser Name wurde in der ganzen Gegend bekannt und berühmt.

Schon zu Anfang meiner Praxis in Amerika fabrizirte ich Wurmpastillen aus Santonin gemacht. Dieselben thaten gute Wirkung und die Nachfrage wuchs stetig. Es gelang mir, einen Freund von Weinsberg dafür zu interessiren, der das nöthige Kapital vorschoß, um zwanzig Pfund Santonin aus Deutschland kommen zu lassen. Pappschachteln mit hübschen

Ettiketten versehen wurden bestellt, Zucker und Eier beim Faß eingelegt, und nun gings an die Fabrikation der Pastillen, die auch bald von Peddlers im ganzen Staat Ohio eingeführt wurden. Ich betrieb die Fabrikation noch bis zum Frühjahr 1862, und deckte damit die Lebensbedürfnisse für meine sich mehrende Familie.

Ich hatte unter den Kohlengräbern bei Clinton eine ziemliche Praxis. Da fiel es mir einmal auf, daß am Wege zu den Kohlenminen ein Hügel ganz von Schnee frei war, während derselbe sonst noch die ganze Gegend bedeckte. Der Gedanke, hier Weinberge anzulegen, schoß mir in den Kopf, und bald hatte ich sieben Acker Hügelland von David Tod (später Gouverneur von Ohio) gekauft, und fing nun emsig an abzuholzen, die Stämme in Fenzriegel zu spalten und etwa vier Acker einzuzäunen. Ich fuhr gewöhnlich Morgens mit meinem kleinen Wagen von Canal-Fulton weg und arbeitete bis Abends. . . . . So war endlich die Fenz aufgesetzt, keine kleine Arbeit. . . . . .

(Die nun breit und umständlich von Zipperlen geschilderten Arbeiten des Strauchholzverbrennens, Kellergrabens, Kellermauerns u. Hausbaues, alles von ihm selbst eigenhändig vollbracht, kann hier füglich übergangen werden. Dann fährt der Doktor fort:)

Endlich war das Haus zum Beziehen fertig, und wir wohnten nun auf unserem Eigenthum. Aber jetzt fing die Arbeit erst recht an. Hinter dem Hause war ein Hügel, der mußte abgegraben werden, um einen kleinen Hof zu bekommen. Pferde- und Kuhstall wurden zuerst aus alten Brettern gebaut, um später dauerhafteren Platz zu machen. Zugleich fing die Arbeit für den Weinberg an. Ich brachte bis Spätjahr 1854 eine Terasse von 100×30 Fuß fertig, die durch eine 4 Fuß Mauer gestützt war. . . . . Im Frühjahr wurden die Reben gesetzt [aus Deutschland bezogene Traminer Setzlinge, wie er mündlich erzählte.] Der Weg, der zu dem etwa dreißig Fuß höher als die vorbeiführende Straße liegendem Hause ging, ward mit einer Allee von sechzehn veredelten Kirschbäumen bepflanzt. Ein Obstgarten von Pfirsichbäumen, von mir selbst mit den edelsten Sorten okkulirt, breitete sich zu beiden Seiten aus, während Kartoffeln, Tomatos, Kraut und Gemüse die hinteren Seiten füllten. Oben auf dem Hügel hatte ich noch 28 Acker gepachtet, und pflanzte dort Welschkorn, kurz ich war ein ganzer Farmer geworden.

Nebenbei wurde gedoktert, aber jede freie Stunde zu Hause benutzt, um den Platz zu vergrößern und zu verschönern. Ich zog Shanghai Hühner, Neufundländer Hunde und Maltheser Katzen; meine Middletowner Stute warf mir ein paar prachtvolle Fohlen und für einen jungen Hund tauschte ich einen Korb mit Bienen ein, die sich in wenigen Jahren auf 20 Stöcken vermehrten. Außerdem wurden Wurmpastillen im Großen fabrizirt, und so fand ich ein behäbiges Auskommen.

Während dieser Zeit geschah es, daß ich eine Tochter meines Freundes und Wurmpastillen Partners, Nikolaus Joß, in ärztliche Behandlung bekam, die ein seltsames Nervenleiden hatte, das sich in Hellseherei manifestirte. Durch dieses Mädchen, 17 Jahre alt, lernte ich den Mesmerismus kennen und heilte viele Fälle damit in meiner Praxis. Aber sie brachte mir auch Beweise über ein Fortleben nach dem Tode, und mein Atheismus verlor allen Boden und machte dem schönen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele Platz. Eine Krankengeschichte dieser herrlichen Somnambüle schrieb ich acht Jahre später nieder, und steht in diesem Buch.

V. Aus Zipperlen's Kriegserlebnissen. Gefecht bei Hartsville.

(Selbstbiographie. Mss. Seiten 86–96.)

In Bowlinggreen wurden wir mit dem 106 O. V. J. Reg., ebenfalls aus Deutschen bestehend, und dem 104. Illinoiser V. J. Regiment zur 39. Brigade, 12. Division zusammengeworfen. Gen. Rosecraus inspizirte die Truppe vor ihrem Abmarsch nach Glasgow, wobei er den Leuten einschärfte, niedrig zu zielen. Unser Oberst, Limberg, saß wegen einer faulen Pferdegeschichte verwickelt, zu Frankfort in Haft, und Oberstleutnant Elbreg hatte resignirt, so wurde Oberst Scott vom 19. Illinoiser, der von einem Urlaub zurückkehrend zu seinem bei Nashville stehenden Regiment gehen wollte, von Gen. Rosecrans bestimmt, bis auf weiteres unsere Brigade zu kommandiren. Wir marschirten, ohne einen Feind zu sehen, durch Glasgow nach Tompkinsville, einem kleinen Städtchen nahe der Tennesseer Grenze, wo ich in einem leeren Store mein Brigade-Hospital etablirte, während mein Assistenzarzt, Dr. H—. von Cincinnati, der sich auf dem Marsche von Louisville aus schon ziemlich eigenmächtig benommen hatte, was ich ihm aber verzieh, weil er ganz unerfahren war und keine Idee von einem Vorgesetzten hatte, und nicht wußte, daß er in allem unter demselben stehe, beim Regiment wie im Lager. Dr. H—. wurde also von mir als Brigadearzt beordert, beim Regiment zu bleiben, da ich selbst ohne weitere Hülfe das Brigadehospital übernommen hatte.

So weit ging alles gut ein paar Tage lang, bis am 3ten Tag, Nachmittag um 4 Uhr unsere Vorposten unter Leut. Höbel im Laufschritt hereinstürmten, mit dem Ruf: „Die Rebellen kommen!" Hinter ihnen drein kamen ein paar kleine Granaten aus Berghaubitzen geworfen, die aber harmlos in der Luft platzten. Natürlich wurde unser Lager augenblicklich allarmirt. Das 106. marschirte gegen das Städtchen, das 108. nach der Seite zu, wo die Rebellen zu erwarten waren, das 104. blieb als Nachhut im Lager. Dem 106. voraus aber kam keuchend mein muthiger Assistent angeschnaubt. Vor Aufregung zitternd, war es ihm nicht möglich, seine grüne Schärpe umzubinden, und auf meine Frage, warum er nicht beim Regiment geblieben, wußte er vor Angst nichts zu erwidern, als er habe

geglaubt, seine Dienste wären von größerem Nutzen im Hospital, wo ich sei, als draußen beim Regiment. Auf einmal stürmten etwa hundert Rebellenkavalleristen durch das Städtchen, aber ohne sich aufzuhalten oder nach unserm Hospital sich umzusehen oder einen Schuß abzufeuern, und verschwanden ebensoschnell, wie sie gekommen waren. Inzwischen hatte Oberst Scott überall selbst rekognoszirt, und nahm die Berichte ein von verschiedenen loyalen Kentuckyern. Als es Nacht wurde ging auch ich in's Hauptquartier, wo die Oberoffiziere zu einem Kriegsrath versammelt waren. Eben stattete ein junger aber verkrüppelter Kentuckyer, der auf Krücken hereingehumpelt kam, Bericht ab, daß sämmtliche nach Tompkinsville führende Straßen von Rebellen unter den Obersten Bennett und Hamilton besetzt und es offenbar die Absicht derselben sei, uns zur Kapitulation zu zwingen, da sie eine dreifache Uebermacht hatten. Das sich durchschlagen war außer Frage, ob nach Bowlinggreen Nachricht von unserer mißlichen Lage gebracht und von dort her Hülfe in Zeit erwartet werden könne, wurde von Allen verneint, da wir auch nur mehr für drei Tage Rationen hatten. Somit blieb der Vorschlag des loyalen Kentuckyers, uns auf wegloſen Pfaden aus dem uns umgarnenden Kordon hinauszuführen, der beste, wurde sogleich angenommen und zur Ausführung gebracht.

In aller Stille wurden die Zelte abgenommen, bloß einige wenige alte blieben stehen an Stellen wo man sie sehen mußte. Die Bivouakfeuer der außenliegenden Wachen wurden mit frischem Holz versehen; hinter denselben standen Pyramiden von alten ausrangirten Gewehren, auch unbrauchbare Trommeln ohne Kalbfelle wurden so gestellt, daß der Feuerschimmer auf sie fiel, kurz, es sah für die allenfalls herumspionierenden Rebellen aus, als wären alle Feldwachen verstärkt und die Brigade bereit, auch bei Nacht den Kampf aufzunehmen.

Nachts 11 Uhr setzte sich die Brigade in größter Stille in Bewegung, nur leise Kommandos wurden gegeben, Sprechen und Rauchen untersagt, und so zogen, das 106. Regiment an der Spitze, dem das 104. und dann der ganze Wagentrain folgte, die Truppen in athemlosem Schweigen durch Tompkinsville. Das 108. Regiment bildete die Nachhut. Der Brigade voraus ritt unser Krüppel, Schlapphut mit wallender Straußenfeder auf dem Kopf, die Krücken unter dem Arm, mit Oberst Scott und seinem Stab. In Tompkinsville lag alles im ersten tiefen Schlaf, kein Licht war zu sehen. Aber gleich hier mußten Fenzen niedergelegt werden; und so ging es bei stockfinsterer Nacht über Felder und Wiesen, durch dichten Busch und frische Klärungen, bergauf und bergab. Mancher stille Fluch entschlüpfte den Lippen, wenn einer zufällig auf eine Wurzel trat, die emporschnellend ihn an den Kopf schlug, oder wenn er über einen Stein stolpernd seine Länge am Boden maß. Mich selbst, durch den Wald reitend, erfaßte ein ungesehener Baumast um die Mitte des Leibes und streifte mich rück-

wärts über den Gaul herab, der natürlich unter dem Ast durchkam, aber nicht an den Reiter dachte, der sich nicht bücken konnte. Aber nun kam die Kolonne an einen entsetzlich steilen Berg. Die sechs Maulesel waren nicht im Stande, einen Wagen hinaufzuschleppen, so wurden von einem andern Wagen noch vier weitere Esel abgespannt, vorgelegt und nun ging es mit Ach und Krach den Berg hinauf. Oben wurden die Esel ausgespannt und mußten nun ein anderes Fuhrwerk heraufschleppen helfen. Endlich war alles Gefährt oben, nur unser arme Suttler konnte seinen Wagen nicht herauf bekommen, und so warf er sein Faß Sauerkraut, verschiedene Käslaibe, Tabak 2c. vom Wagen und war froh, sein leeres Fuhrwerk hinaufgeschleppt zu bekommen, doch ging nichts verloren, denn unsere Teamster (Fuhrknechte) luden dies und jenes auf ihre eigenen Wagen, natürlich ohne daran zu denken, es später dem Suttler wieder zuzustellen.

Dieses Ueberklettern des Berges nahm viel Zeit in Anspruch, deshalb ritt ich den Berg hinauf und eine Strecke weiter, wo ich abstieg, mein Pferd festband, auch mich selbst in einer Fenzecke niederlegte und richtig einschlief. Ich mag vielleicht eine halbe Stunde geschlafen haben, als ich erwachte und zum großen Erstaunen meine Dixie neben mir liegen sah; das gute Thier hatte es vorgezogen, auch liegend auszuruhen. Aber jetzt fuhr der letzte Wagen an mir vorüber (mein Hospitalwagen war zweimal umgeworfen worden und mußte jedesmal frisch umgeladen werden) und mein Regiment kommt anmarschirt. Beim Schein des erwachenden Tages erkenne ich meinen Assistenten, der statt hinter dem Regiment, nun an der Spitze ritt. Beim Ausmarsch ritt er hinten an meiner Seite, weil er es hier für sicherer erachtete, das Regiment zwischen sich und den Rebellen zu haben, als wir aber durch den Rebellenkordon durchgeschlüpft waren, dieselben also in unserm Rücken hatten, zog er es vor, abermals das Regiment zwischen dem Feind und seine werthe Person zu haben.

Wir hatten also durch einen unerwarteten Nachtmarsch uns glücklich aus der Klemme gezogen und die Rebellen versuchten nicht, unsern Marsch, nachdem wir die Straße wieder gewonnen hatten, nochmals zu stören. Es war ein prächtiger Herbstmorgen, als wir in ein reiches Thal hinabstiegen, das von dem Goosecreek durchflossen wird, der in den Cumberland Fluß mündet. Hier war alles in Hülle und Fülle vorhanden, Korn und Heu, Aepfel auf den Bäumen, auch ganze Blockhäuser damit angefüllt, Hühner und Gänse, Welschhühner und Enten, Butter und Eier; die Farmer hatten frisch geschlachtet, wahrscheinlich um ihren Bedarf für den Winter einzusalzen. So gab es frisches Kalb- und Schweinefleisch; aber auch saftige geräucherte Schinken gab es: wir lebten wie die Pfaffen am Ostertag; denn alles dieses war zu verlockend, um es nicht zu requiriren, d. h. ohne Requisition zu nehmen. Den Abend brodelte und kochte es in allen Kesseln und Pfannen, und als gar Oberst Scott mich rufen ließ, und mir

sagte, daß ich eine Requisition für nasse Rationen ausmachen solle und jedes Regiment zwei Fässer Applejack durch den Brigadequartiermeister geliefert bekäme, da war der Jubel groß. Jede Kantine wurde gefüllt und noch immer war Applejack zu haben, so füllte ich unsere Kochgeschirre und Kaffeekannen, der Rest wurde in Punsch verwandelt und bei frohem Gesang durchzechten wir einen Theil der Nacht. Zwar wurden wir durch die Lamentationen und Verwünschungen einer alten Frau, der die Burschen ihren Honig gestohlen hatten, etwas unangenehm berührt, als sie aber gar zu laut ihre Rebellensympathien mit Flüchen offenbarte, indem sie ausrief, sie wünsche tausend Söhne zu haben, die sie alle zu den Rebellen schicken könnte, um den verdammten Yankees den Garaus zu machen, da verschwand mein Mitleid mit der armen Frau und wir lachten sie gehörig aus. Der Applejack war irgendwo aufgefunden worden und für das Gouvernment in Anspruch genommen, jedenfalls verrechnet worden und der Quartiermeister hatte sicherlich so und soviel von der Regierung dafür gezogen, ohne selbst einen Cent Auslagen gehabt zu haben. So verdienten diese Regimentsgeyer ihr Geld. Wir hatten es nicht zu verantworten und hätten unsern Applejack ohne red tape mäßig gezogen und auch nach und nach getrunken.

Am andern Morgen zogen wir durch Hartsville, einem netten am Cumberlandfluß gelegenen Städtchen. Dort wurde der Brigade eine Meile von Hartsville auf einer von Wald umgebenen Klärung der Lagerplatz angewiesen. Dicht dabei unten am Hügel war eine Furth über den Cumberland, welche die Brigade zu decken hatte. Wir waren auf dem äußersten linken Flügel der Armee, gleichsam ein verlorener Posten, denn 6 Meilen von uns, bei Castilian Springs, lag die nächste Truppe, die uns möglicherweise unterstützen konnte. Zum größten Leidwesen der ganzen Brigade wurde Oberst Scott zu seinem bei Nashville stehenden Regiment beordert. Eine von allen Offizieren der Brigade unterzeichnete Bittschrift, um Beibehaltung unseres seitherigen Kommandeurs hatte keinen Erfolg. An seine Stelle trat der älteste Oberst. Dies war Col. Moore vom 104. Illinoiser Regiment. Früher Hufschmied, hatte er sich zum Methodisten Prediger hinaufgearbeitet und ritt nun als Oberst vor seinem Reg. her. Während wir im Lager waren, wurde fleißig exerziert. Die Rationen wurden von Gallatin her bezogen, wo der Divisionsstab lag. Auch kamen viele Farmer der Umgegend herein, die man ohne sie anzuhalten in's Lager ließ, wo sie in aller Bequemlichkeit unsere ganzen Leute zählen, die Stellung der Feldwachen ausfinden und überhaupt alles sehen konnten, was sie nur wissen wollten. Wir hätten in den zehn Tagen die wir dort waren uns gegen jeden Angriff verschanzen können. Verhaue waren so leicht herzustellen und in Schießgräben hinter den Abattis hätten unsere Leute einer fünffachen Uebermacht standhalten können. Aber gar nichts geschah, jeder Fremde

hatte Zutritt. Warnungen, von Negern hereingebracht, ja sogar die positive Anzeige eines über den Cumberland geschwommenen Negers, daß am andern Morgen General Morgan uns angreifen würde, wurden von Col. Moore als unwahr betrachtet: er drehte sich im Bett um und wollte nicht mehr wegen solcher Lappalien geweckt werden. Abends war noch eine halbe Schwadron Indiana Kavallerie mit zwei Kanonen, Nichlins Batterie, eingerückt, die auf einer Anhöhe postirt wurden.

Der Morgen des 9. Dezember 1862 war angebrochen, als mein Bedienter, Henry Schmidt, in's Zelt stürzte mit dem Ruf, daß die Rebellen kommen! Die Toilette war im Nu gemacht, die größte Mühe machten mir meine Reiterstiefel, wo ich den linken an den rechten Fuß brachte und wieder ausziehen mußte, aber doch stand ich bald gerüstet vor meinem Zelte. In diesem Augenblick schwenkte mein Regiment unter Hauptmann Piepho in den Wald ab, aus dem schon einzelne Schüsse fielen. Meinen Assistenzarzt erblickte ich in dem Augenblick, als er sein Pferd bestieg und in entgegengesetzter Richtung verschwand. Einige Schritte vor meinem Zelt standen meine beiden Ambulanzen angespannt, Henry hielt die Pferde u. meine Dixie, die bei jedem Schuß nervöser wurde und zu tanzen begann. Ungefähr fünfzig Schritte weiter stand das Hospitalzelt, und ich rief den Leuten nach, daß Verwundete hierher gebracht werden sollten. Inzwischen wurde das Knattern anhaltender, und auf einmal fuhr eine Rebellen Batterie von 8 Geschützen auf eine das Lager beherrschende Anhöhe und fing an, mit Granaten unser Lager zu bewerfen. Unser Brigadier kam herangesprengt: "For Gods sake bring up your guns!" und bald waren auch unsere zwei Geschütze in Thätigkeit. Aber die Granaten, die wie bisher alle auf unsern Exerzierplatz gerichtet und hinter uns geplatzt waren, fingen an sehr unbequem näher zu fallen, eine schlug in mein Zelt und warf es über den Haufen, eine zweite explodirte im Hospitalzelt und ich konnte mich, trotz der kritischen Zeit, eines Lachens nicht erwehren, als mein Hospital-Stewart, Matzdorf, aus dem zusammengestürzten Hospitalzelt herauskrabbelte und schneller als ein Hase über das Blachfeld lief. Auch das Pfeifen der Musketenkugeln wurde jede Sekunde heftiger, und als gar eins der Ambulanzpferde eine Kugel durchs Ohr bekam und so kaum mehr gezügelt werden konnte, gab ich meinen beiden Ambulanzen die Ordre, hinter den Wald zu fahren, dort wollten wir weiter sehen was zu thun sei.

In dem Augenblick, in dem ich meinen rechten Schenkel über den Sattel warf, um aufzusitzen, ertönte ein furchtbarer Knall in der Rebellen Batterie, eine Rauchwolke erhob sich und das heftige Granatenfeuer verstummte. Eine unserer Granaten hatte einen Munitionskasten in die Luft gesprengt und während der entstandenen Verwirrung verstummte das Rebellenfeuer, und den kurzen Zeitpunkt benutzten wir, über den freien

Platz zu jagen und hinter dem Wald einigermaßen Schutz zu bekommen. Ohne diesen Zwischenfall hätten wir gerade durch die platzenden Granaten reiten und fahren müssen. Kaum hatten wir die Waldecke erreicht, wo der Weg zur Fahrstraße nach Hartsville anfing, als auch die Kanonade wieder losging, so daß sie sogar das unaufhörliche Geknatter des Kleingewehr-Feuers übertönte. Am Fuß des Hügels war eine große Blockscheune, dorthin brachten wir unsere Rosse. In diesem Augenblick gallopirte eine Schwadron Rebellenkavallerie die Landstraße hernieder und schnitt jeden Rückzug nach Hartsville ab. Die Kugeln flogen hageldicht, aber das Pfeifen derselben macht lange nicht den demoralisirenden Eindruck auf neue Truppen, als das unheimliche Zischen der Granaten, die man mit dem Auge verfolgen kann.

In ein etwa hundert Schritt entferntes Backsteingebäude hatten sich viele Verwundete zurückgezogen. Durch Zeichen von dort aufmerksam gemacht, ritt ich gegen das Haus, meine Dixie setzte mit mir über die Orange-Osage Hecke und nun begann meine amtliche Thätigkeit. Kugeln wurden ausgeschnitten und Verbände angelegt. Inzwischen näherte sich das Kleingewehrfeuer, bis es auf einmal verstummte. Col. Moore hatte das weiße Taschentuch als Zeichen der Uebergabe geschwungen. Das Treffen hatte 75 Minuten gewährt und kostete uns 46 Todte, darunter Kapitän Gohlsen vom 106. Reg., und 162 Verwundete, die auf dem Schlachtfeld zurückblieben. Viele leicht Verwundete wurden als Gefangene mit fortgeführt. Der Verlust der Rebellen war an Todten 74 Mann, darunter vier Offiziere. Wir hatten 1800 Mann im Feuer, eine Sektion von Kapitän Nichlins Indianaer Batterie und eine halbe Schwadron Ind. Kavallerie, während die Rebellen 7000 Mann mit 10 Kanonen in's Gefecht brachten.

Während ich die Verwundeten verband, wurde mein prächtiges Pferd von einem Rebellen losgebunden, der sich auf dasselbe schwang und trotz meinem Remonstriren, auch bloß mein Felleisen losschnallend und aus den Holstern mich nur mein Fernglas und die Branntweinflasche nehmen ließ. Die letztere riß er mir wieder aus der Hand, gab sie aber zurück, als ich ihm sagte, er möge sie haben, wenn er den Inhalt nothwendiger brauche, als meine Verwundeten und Sterbenden in dem Hause. — Ich hatte den letzten verbunden, als es mir einfiel, in unser altes Lager zurückzugehen, und zu sehen, ob ich noch etwas retten könnte, aber wo unsere Zelte gestanden hatten, waren nur mehr verglimmende Haufen von Asche. Während ich zurückging, wurde ich von einem Rebellen angerufen, ob ich ihn nicht verbinden wolle? er hatte meine grüne Schärpe gesehen. Als ich daran war, seine Wunde — ein Schuß durch die Wade — zu verbinden, kam auf einmal ein Dutzend Offiziere angesprengt, die hielten an, als sie mich mit Verbinden beschäftigt sahen. Einer, den ich für General Morgan hielt, sagte zu mir: Surgeon, behandeln Sie meine Leute wie die Ihrigen,

und Niemand soll Sie stören. Auf diese Anrede wuchs mir der Muth und ich sagte: Aber, General, Ihre Leute haben mein Pferd und anderes Eigenthum weggenommen. — Zeigen Sie mir es, und es soll Ihnen zurückgegeben werden, war Morgans Antwort. — Das ist schwer zu thun, versetzte ich, geben Sie mir eine Ordre und ich will versuchen, mein Pferd ꝛc. aufzufinden. — Morgan riß ein Blatt Papier aus seinem Memorandumbuch, worauf er schrieb: "Return to bearer his horse and other property. By order of Brig. Gen. J. H. Morgan." Einer der Offiziere rief mir noch zu, als sie sich zum Fortreiten wandten, daß im Busch noch verwundete Soldaten lägen. Als ich nun dem Backsteinhause zueilte, wo mein Pferd mir abgenommen wurde, war weder von unsern Leuten, noch von den Rebellen ein Mann mehr zu sehen. Sie waren alle schon über den Fluß. Nur einige Schwerverwundete und etliche Leichen von seitdem Gestorbenen waren zurückgeblieben.

So war ich denn der einzige unverwundete und nicht gefangen mit fortgeführte Offizier, der zurückgeblieben war. Meine Lage war nicht beneidenswerth: Ohne einen Cent Geld in der Tasche (wir hatten seit unserer Einmusterung noch keinen Zahltag gehabt), weg von meinem Regiment, ohne Pferd, Bett und Kleider, nicht wissend wohin, so lenkte ich meine Schritte Hartsville zu und begegnete einem Springwagen, der auf das Schlachtfeld fuhr, um die noch draußen liegenden Verwundeten zu holen. Die Leute wiesen mich an, in's Female Seminary zu gehen, wo die übrigen Verwundeten alle seien. In der Nähe desselben angekommen, jagte auf einmal eine Schwadron Indianaer Kavallerie auf der Straße, der eine Batterie Feldgeschütze folgte, und auf die Frage, wo die Rebellen seien, rief ich: „mit der gefangenen Brigade über dem Fluß", worauf sie fortstürmten und auch bald verschiedene Löcher in die Luft nach den abziehenden Rebellen schossen, die aber alle längst über den Cumberland waren. Jetzt folgte noch mehr Kavallerie und schließlich rückte eine Brigade Infanterie nach; eine Stunde zu spät.

Als in dem sechs Meilen entfernten Castilian Springs die Kanonade gehört wurde, rückte die dortige Garnison aus, aber anstatt sein Bataillon Reiterei und seine zwei Batterien auf der guten Straße nach Hartsville eilen zu lassen, formirte Oberst Müller seine Leute in Schlachtlinie und marschirte in solcher fünf Meilen weit, als das Schießen aufhörte. Anstatt nun erst recht vorwärts zu drücken, wurde Halt kommandirt, und Nachricht erwartet. Einzelne Flüchtige, denen es gelang zu entkommen, brachten die Nachricht von der Gefangennahme der Brigade. Wäre nur ein Schuß im Rücken der Rebellen gefallen, so hätten diese sich zurückgezogen, denn sie wären zwischen zwei Feuer gewesen, da die von Morgan benutzte Furt zwischen uns und Castilian Springs war, mit der Absicht in unsern Rücken zu kommen, und bei dem unerwarteten Widerstand

der zwei deutschen Regimenter, war Morgan schon daran, das Zeichen zum Rückzug zu geben, weil er das Eingreifen der Brigade in Castilian Springs fürchtete, die etwa anderthalb Stunden brauchen würde, um auf dem Schlachtfeld zu erscheinen, als Col. Moore sein weißes Taschentuch aus der Brusttasche zog und die Brigade dem Feind übergab. — Die Unfähigkeit der kommandirenden Offiziere war wieder sehr zu Tage getreten. Unsere Brigade war beordert worden, eine Furt zu bewachen, während drei Meilen unterhalb, zwischen uns und Castilian Springs eine andere unbewacht blieb. Wie ich später von verwundeten Rebellenoffizieren erfuhr, fühlte Morgan sich gar nicht sicher und blickte unruhig rückwärts, schickte auch Truppen auf die Landstraße, um einen etwaigen Sukkurs aufzuhalten, aber die Taktik des Oberst Müller und die voreilige Uebergabe des Col. Moore ließen unsere Leute hier eine Niederlage erleiden, wo unter anderer fähiger Führung ein glänzender Sieg unser Banner gekrönt hätte. Unsere deutschen Regimenter hatten die Stellung behauptet, die sie beim ersten Zusammenstoß eingenommen hatten.

Im Mädchen-Seminar fand ich alle Zimmer angefüllt und die beiden Surgeons des 104. Ill. in voller Arbeit, Arme und Beine abzuschneiden. Diese zwei Herren hatten ohne mein Wissen ihr Regiments-Hospital nach diesem Gebäude verlegt, gleich nach unserm Eintreffen in Hartsville und waren gar nicht in der Schlacht. Eben hatten sie Hauptmann Wich vom 106. O. auf dem Tisch, um ihm den linken Arm aus der Schulter zu amputiren, als ich eintrat und meine Autorität als Brigadearzt geltend machte. Die Herren brachten zwar einen Medical Direktor her, der mit den Entsatztruppen gekommen war, und der mich, als ich ihm sagte, daß in diesem Fall noch keine Amputation angezeigt sei und ich es unternehmen würde, den Arm zu heilen, mich mit den Worten anschnauzte: "We will see, how far you get with your conservative surgery." Aber ich behielt doch die Verwundeten der beiden deutschen Regimenter, und erhielt verschiedenen bereits zum Amputiren Bestimmten ihre Arme und Beine. Als ich acht Wochen später in Gallatin demselben Medical Direktor meine konservativen Kuren berichtete, da wagte er kein Wort mehr zu sagen. Aber seine Freundlichkeit bestach mich nicht, ich sah die lauernde Falschheit, von der ich später Beweise bekam.

Indessen säbelten meine Illinoiser Kollegen drauf zu, unter andern amputirten sie einem Offizier beide Beine; ich kam gerade dazu und fand den Mann pulslos und sterbend, aber die Beine mußten herunter. Er starb auf dem Tische. Da konnte ich aber denn doch nicht zurückhalten u. gab meine Meinung unaufgefordert, indem ich sie strenge anwies, ihre Thätigkeit auf solche zu verwenden, die noch auf den ersten Verband warteten und hoffnungslose Fälle liegen zu lassen.

Unter den Verwundeten hatte ich viele, die von mehreren Kugeln getroffen waren; einer hatte nicht weniger als vier Löcher in einem Schenkel und zwei im andern. Während des Tages und der folgenden Nacht starben noch verschiedene, unter andern Kapitän Rheintanz vom 106. Reg. dem eine Kugel die Gedärme zerrissen hatte. Seine Frage, ob noch Hoffnung da sei, beantwortete ich nach seinem Wunsch aufrichtig mit Nein, worauf er mir dankend die Hand reichte und sich zum Sterben zurechtlegte, ohne Jammern, ohne Furcht, ein tapferer Soldat. Als alle Verwundeten verbunden waren, machte ich mich Nachts 9 Uhr nochmals auf, um das Schlachtfeld abzusuchen. Der Vollmond leuchtete im silbernen Glanz auf den einsamen Wanderer, der seine Stimme laut erschallen ließ, um vielleicht einen schwachen Hülferuf zu vernehmen, wenn allenfalls noch ein Unglücklicher nicht gefunden worden wäre, aber die Stille des Todes herrschte, wo am Tage vorher alles Leben war. Ich zog über das ganze Schlachtfeld, nirgends war etwas zu hören oder zu sehen. Plötzlich schien etwas Weißes durch den Busch; es ist noch ein Zelt und darinnen liegt Einer im tiefen Schlaf, er hat den Teppich über das Gesicht gezogen, doch er rührt sich nicht. Es ist ein todter Reiter. Ich deckte ihn wieder zu und marschirte wieder nach dem Seminar-Hospital zurück; er war der Letzte der 39. Brigade auf dem Schlachtfeld. Doch da komme ich an eine zerschossene Ambulanz, ein Sitzkissen ist unversehrt, das nehme ich mit, es soll mein Bett sein. Unsere Verwundeten liegen alle auf dem bloßen Fußboden. Wo das Kommissariats Department am Morgen war, fand ich noch zwei Viertel Rindfleisch, ein Viertelfaß Sirup und eine Kiste voll Crackers, die ich am nächsten Morgen durch Hartsviller Bürger holen ließ, um unsern armen Verwundeten die erste Nahrung seit 36 Stunden zu reichen.

Am andern Tag brachten die Bürger von Hartsville Stroh, und am Mittag rückten viele Damen an, denen ihre Neger ganze Kübel voll Suppe, Fleisch und Gemüse nachtrugen, die sie unsern Verwundeten servirten. Das ganze Nest war zwar rebellisch gesinnt, aber sie fürchteten die Nähe unserer Truppen und Wiedervergeltung. Bald wurde ich auch zu verwundeten Rebellen gerufen, die in Privathäusern gepflegt wurden, und ich hatte jeden Tag Einladungen, bald hier, bald dort zum Essen zu kommen. Ich genirte mich auch gar nicht und wurde, wie weiland die schwäbischen Schulmeister, von Haus zu Haus, jeden Tag in einem andern gefüttert.

Eines Abends saß ich gerade beim Nachtessen bei einer alten Frau mit zwei Töchtern, als Pferdegetrappel auf der Straße uns vom Tisch auftrieb. Es sind unsere Leute, raunte mir die Alte zu, Sie haben aber nichts zu befürchten. Gehen Sie getrost in Ihr Hospital; und dahin eilte ich. — Halt, Werda! — Surgeon of the Hospital, call the officer of the guard! — Dieser kam und geleitete mich, als er meine grüne

Schärpe sah, durch die Posten in's Hospital, wo ich verschiedene Rebellen-Offiziere fand, wie sie daran waren, Parolscheine für unsere Leute auszuschreiben. Sie hatten meine Wärter, leicht verwundete Soldaten, schon parolirt, als ich eintrat. Ein äußerst nervöser Offizier führte sich mir gegenüber selbst als Oberst Bennett ein, der gekommen war, unsere Verwundeten zu paroliren. Es wäre ihm dies nicht eingefallen, aber unser Offizier der Castilian-Springs Truppe hätte bei seinem Hiersein auch die verwundeten Konföderirten alle parolirt, so müsse er Wiedervergeltung üben. Inzwischen hatte ich einen Punsch gebraut und lud den Oberst und die andern Offiziere zu einem Glase ein.

Bald war eine Unterhaltung im Gange, und als Bennett mich fragte, ob ich Lebensmittel genug für meine Leute hätte und ich ihm sagte, daß ich bis jetzt von der Gnade der Bürger abhängig gewesen, forderte er mich auf, am nächsten Morgen einen Wagen nach seiner eine Meile entfernten Farm zu schicken, wo ich das Nöthige erhalten würde. Zugleich gab er einem seiner Leute Befehl, auf seine Farm zu reiten und für Morgen alles in Bereitschaft zu halten. Er schickte auch am andern Tag ein halbes Rind, zwei geschlachtete Schafe, ein paar Säcke Kornmehl und einen Sack voll gedörrter Aepfel. — Inzwischen war es 11 Uhr geworden, die leicht Verwundeten, etwa fünfzehn, waren parolirt, als Oberst Bennett sich anschickte, in die Krankenzimmer zu gehen, um die dort befindlichen zu paroliren. Ich führte ihn zuerst in's Zimmer wo die Amputirten lagen. Da alle schliefen, ersuchte ich den Oberst, die Leute nicht zu stören, weil der Anblick einer Konföderirten-Uniform beim plötzlichen Aufwecken schwer Verwundeter von den nachtheiligsten Folgen sein könnte. Als ich sah, daß er zauderte, gab ich ihm das Versprechen, ihm die Namen aller Nichtparolirten zu geben, sobald er mir die nöthigen Papiere schicken würde. Damit war Oberst Bennett zufrieden, und nach einem freundschaftlichen Händeschütteln verließen die Offiziere sehr gut gelaunt das Hospital.

Meine ersten paar Nächte hatte ich in der Küche auf dem Backstein Fußboden ohne Stroh liegend zugebracht, aber mit dem Ambulanzsitz als Kopfkissen und dem Mantel als Deckbett. Unruhig waren die Nächte, denn Ratten sprangen den Daliegenden über das Gesicht und den Körper. In einer Woche aber waren so viele Verwundete gestorben, daß wir ein Zimmer für uns leer bekamen und doch wenigstens auf dem Bretterboden schlafen konnten. Inzwischen hatte ich viele verwundete Rebellen in Behandlung bekommen, da deren Aerzte nur alle paar Tage über den Fluß kamen, obgleich täglich Rebellenkavallerie in's Städtchen kam, mit denen ich manche angenehme Unterhaltung hatte. Unter andern waren bei Dr. Winston, der eine halbe Meile von Hartsville eine Plantage hatte, vier verwundete Rebellenoffiziere, die meine Dienste in Anspruch nahmen. So verlegte ich mein Nachtquartier, auf ergangene Einladung nach Dr.

Winstons Hause, bei dem ich überhaupt meistens zu Nacht gespeiset hatte. Um diese Zeit wurde die Schlacht bei Stone River geschlagen. Die Kanonade war deutlich bei uns zu hören und am Abend des ersten Schlachttages waren unsere Rebellen äußerst glücklich, weil Rosecrans eine tüchtige Schlappe erlitten und so u. soviele Kanonen verloren hatte. Dieser Jubel wurde bedeutend abgekühlt, als die bestimmte Nachricht des Rosecrans'schen Siegs am zweiten Tag ankam, doch wurde wieder triumphirt, als Burnside's Mißerfolg bei Fredericksburg am Neujahrsabend bekannt wurde.

Wir saßen beisammen im Parlor nach dem Abendessen, ich spielte gerade Klavier, als Winston's üppiger Backfisch von etwa fünfzehn Jahren mich mit schadenfrohem Gesicht fragte, ob ich nicht „Burnsides Rückzug von Fredericksburg" spielen könnte? worauf ich unter allgemeinem Schweigen das „Star spangled Banner" zum Besten gab. Der Angriff der kleinen Rebellin war dauernd parirt und abgewiesen, doch das war nur eine momentane Störung in der Unterhaltung. Ich erzählte, wie wir den Sylvesterabend unter den Deutschen feiern, wie wir den Neujahrsgruß abgewännen, mit vollen Punschgläsern den ersten Glockenschlag des neuen Jahres begrüßten. Diese Weise fand Anklang. Alle stimmten ein, einmal einen deutschen Sylvesterabend zu feiern. Da aber Niemand es verstand, einen ächten Punsch zu brauen, so übernahm ich das Amt, war aber gezwungen, da zufällig aller Zucker aufgebraucht war, statt dessen Honig zu nehmen, der aber der Güte des Punsches keinen Eintrag that. Es wurde auf gute Freundschaft und baldigen Frieden angestoßen, wobei jeder Theil denken und hoffen konnte, was er wünschte.

Meine Stellung zu den Bürgern von Hartsville war inzwischen eine sehr angenehme geworden, seit ihre Verwundeten unter meiner Behandlung besser wurden. So erfuhr ich auch, daß Morgan gar keinen Widerstand erwartet hatte und schon im Begriff war, den Befehl zum Rückzug zu geben, als unser Kommandeur die Brigade übergab. Es war den Bürgern und verwundeten Rebellen sehr unangenehm, als ich im Januar den Befehl erhielt, mein Hospital nach Gallatin zu verlegen und ich mußte auch das Versprechen geben, von Zeit zu Zeit hierher zu kommen, um nach den Verwundeten zu sehen, was ich auch ein paar Mal that, wo dann der Bürgermeister des Orts mir mein in Gallatin geliehenes Pferd abnahm, in seinem Stall fütterte und den Stallschlüssel abzog. Es sind von Morgan's Leuten hier und die möchten vielleicht Lust bekommen, noch einen frischen Gaul zu nehmen, flüsterte er mir in's Ohr, als er mir vom Pferde half. Da Oberst Bennett mir keine Parolpapiere geschickt, es wahrscheinlich vergessen hatte, so nahm ich meine Pflegebefohlenen als freie Leute, unparolirt mit. In Gallatin blieben wir bis Anfang April, bis die Ordre kam, uns heim zu schicken.

VI. Ein Abschnitt aus Zipperlens erster Coloradoreise.

(Vorbemerkung. Die erste Reise nach Colorado hat Zipperlen in acht Aufsätzen geschildert, so malerisch, wie sie vor ihm (1881) noch kein anderer Reisender dargestellt hat. Das war die Zeit, als noch keine Eisenbahn bis nach Silverton führte und überhaupt es nur wenige Eisenbahnen und sogar nur wenige Kunststraßen in dem amerikanischen Alpenstaate gab. Damals mußte die Fahrt über die „Range" entweder mit der „Stage" von Durango oder über Wagonwheel-Gap und Antilope-Syrings mit dem sog. „Buck-Board" gemacht werden. Diese letztgenannte Fahrt hat Zipperlen in den ersten sieben Abschnitten romantisch reizend geschildert, wie es die nachfolgende Heimfahrt von Silverton noch vollgültig bestätigen wird.)

Wenn ich auch bei Jupiters Barte geschworen hatte, daß ich lieber zweimal die Reise über den atlantischen Ozean bei stürmischem Wetter machen, als noch einmal mit dem buckboard über die Range fahren würde, wenn ich mich sogar vermessen hatte, zu behaupten, daß ich auf dem Heimweg über die Range zu Fuß gehen würde, so erlitten meine Schwüre und Behauptungen einen Stoß, als ich zwei Reisende sprach, die eben mit der Stage von Durango angekommen waren. Beide, einer von Chicago, der andere von Newark [N. J.], ältere Herren, schwuren hoch und theuer, daß sie nie mehr in ihrem Leben über Durango hierherkommen würden, jeden andern Weg, nur diesen nicht, die Stage sei zweimal auf dem schauderhaften Wege umgeworfen worden u. s. w. Als ich den Herren als weiteren Ausgang aus Silverton den Weg, den wir über die Range gemacht, beschrieb, da war ihre Verzweiflung vollständig. Beide erklärten, den Weg zu Fuß machen zu wollen, und wenn es sie eine ganze Woche nähme. Ich glaube, sie hätten es vorgezogen, im Luftballon über die Gebirge zu fliegen, als auf terra firma nochmals über's Gebirg zu fahren.

Wie ich nun so die Trostlosigkeit und Verzweiflung der beiden Herren sah, so kam etwas wie Schamgefühl über mich, daß ich selbst die ähnlichen Ansichten gehabt, und fühlte, daß es für meine Würde als Mann nothwendig war, solchen Hasenfüßen gegenüber etwas Energie und Muth zu zeigen, und ich erklärte mit einem gewissen Heroismus, daß ich, nachdem ich die Vorder- und Hinterseite der Situation auch von oben und unten betrachtet hatte, zu dem Entschluß gekommen sei, auf dem buckboard nochmals die Range zu kreuzen, und daß ich ihnen rathen würde, denselben Entschluß zu fassen. Das niedere buckboard sei weniger gefährlich, als der plumpe, hochaufgepackte Postwagen, es sei nur der eine Vortheil bei der Stage, daß man nicht naß werde, wenn es regnet, und der Nachtheil bei dem buckboard, daß man oft so von der Sonne verbrannt werde, ohne etwas von den brennenden Sonnenstrahlen zu fühlen, daß im Gesicht und auf allen exponirten Körpertheilen Blasen sich erheben, welche platzen und Einem leicht das Aussehen eines Pocken-Rekonvaleszenten geben. Ich konnte wenigstens zehn Tage lang mich nicht rasieren, wegen der

Krusten, welche das Gesicht bedeckten und die Nase schälte sich mindestens ein halbes Dutzendmal, bis sie wieder die natürliche Farbe bekommen hatte.

Nachdem ich mich so den beiden Städtern gegenüber zum Helden emporgeplaudert hatte, stellte sich auch wieder der türkische Fatalismus ein, und mit einem „gehe es, wie es will", bestiegen wir unsern Phaeton, der uns wieder auf ebene Wege bringen sollte. Im Uebrigen ist der Teufel nicht so schwarz wie man ihn malt. Wir hatten prächtiges Wetter beim Rückweg über die Range, zudem war es heller Tag und ich konnte mit Ruhe die Stellen betrachten, die mir in der Nacht und im Regen Entsetzen eingeflößt hatten. Zwar war der Weg bei Tag nicht weniger steil, als in der Nacht (die Steigung ist durchschnittlich 19 Fuß auf 100), aber man sah doch wenigstens den Weg und wie er aufstieg. Es war deshalb auch keine Furcht von meiner Seite, daß ich abstieg und es vorzog, den Weg zu Fuß zu gehen; die armen Pferde dauerten mich, daß sie mein Gewicht da hinauf schleppen sollten; sogar der Kutscher war abgestiegen. So stieg ich denn frisch darauf los in dem jetzt zur Hälfte trockenen Bett des Boulder Creek, das als Straße dient, aufwärts.

Der Weg sieht wie eine halbfertig makadamisirte amerikanische Landstraße aus, die noch nicht mit Sand überfahren worden, und deshalb entsetzlich rauh und für die Pferde unendlich hart ist. Der Boulder Creek kommt aus einer ganz engen Klamm heraus, wie sie es in der Schweiz nennen, und vereinigt sich im spitzen Winkel mit dem Paß Creek. An der Vereinigungsstelle ragt ein steiler Felsen empor, auf dessen Spitze ein dachloses Blockhaus stand, wie ich von unten sah. Beim Näherkommen zeigte sich, daß dieses Blockhaus nur drei Seiten hatte, während die vierte vom Felsen selbst gebildet wurde; dasselbe war mit Erde und Steinen ausgefüllt und bildete den sogenannten turntable, den ich, weil bei Nacht gesehen, früher nicht beschreiben konnte. Der Weg ist also hier auf und um einen hohen Felsen herum aufgeblockt und über dieses Blockhaus führt der Weg um einen sonst unmöglich passirbaren Felsen herum. Natürlich ist kein Geländer vorhanden, und die Eile unseres Kutschers bei der Hinfahrt, um noch bei Tag den turntable zu erreichen, war sehr zu entschuldigen, denn eine Wendung auf einem kaum zwölf Fuß breiten Weg um einen spitzen Felsen herum, mit der Aussicht, daß man die Wendung in der Dunkelheit entweder zu kurz nimmt und den Wagen umwirft oder die Pferde zu weit vortreten läßt, um dann einhundert Fuß tief oder mehr in einen tosenden Gebirgsbach geschleudert zu werden, ist ein bei Nacht schwer auszuführendes Kunststück, das auch glücklich gelang, denn „unser Herrgott verläßt keinen Schwaben nicht!"

Auf dem turntable machte ich Halt und sah tief unten die keuchenden Rosse mit Georgine (Zipperlen's Tochter) als Treiberin die steinige Straße das buckboard heraufschleppen, denn ich hatte einen bedeutenden

Vorsprung gewonnen, da der Kutscher in einem Blockhaus unten im Thal mit Abgabe der Post sich ziemlich lange aufgehalten hatte. Zur Linken tanzte der Paß Creek dem Boulder Creek entgegen, der fast zornig, daß seiner Vereinigung so viele Hindernisse in den Weg gelegt werden, brausend daher stürmt, um den verloren geglaubten Bruder, der von den zwei Riesen auf dem Paß gefangen gehalten und denselben entsprungen war, brüderlich zu umarmen. Und groß ist die Freude des Wiedersehens. Arm in Arm eilen sie, sich gegenseitig ihre Erlebnisse erzählend, dem Thale zu, bald kopfüber die Felsen hinab, bald im Wege liegende Felsbrocken überspringend, bis sie weiter unten einem nahen Vetter, dem Cunningham Creek, in die Arme fallen, der ihnen dann den Weg in den Animas zeigt.

Noch sind die Spuren der früheren Straße vorhanden, bald über, bald unter dem jetzigen Weg, und ich dankte im Stillen dem Ingenieur, der den heutigen Weg ausgelegt und gebaut hatte. In der Nähe des Passes ist noch ein dicker Pfosten zu sehen, der bis vor zwei Jahren (1879) dazu diente, um den ausgespannten und abgepackten Wagen beiläufig 80 – 100 Fuß an einem um denselben geschlungenen Seil soweit herabzulassen, bis die Pferde wieder möglicher Weise mit dem Wagen vorwärts konnten.

So war ich ungefähr drei Meilen gestiegen, als das buckboard mich einholte. Von Ermüdung oder Athmungsbeschwerden fühlte ich nichts, trotz der Höhe von beinahe 13 000 Fuß. Auf dem Gipfel des Passes befand sich Eis, aber trotzdem drängten sich einzelne weiße Blumen durch den Schnee hindurch und schauten hoffnungsvoll und bittend der Sonne entgegen, daß sie doch das Schneekleid abschmelzen möge, damit sie auch ihre schönen grünen und saftigen Blätter zeigen könnten, welche die Schneedecke noch verhüllte. Die schönsten Blumen waren immer am nächsten der Schneebank; wo kein Felsen lag, da zeigten die Blumen ihre fröhlichen Gesichter. — Aber auch die Felsen waren belebt. Hunderte von Ziesel (Grundeichhörnchen) spielten in der Sonne, jagten sich gegenseitig, und schlüpften in die von aufeinanderliegenden Steinen gebildeten Löcher und Höhlen; manche saßen aufrecht da und betrachteten neugierig uns Menschen. Auch mehrere andere größere Nager, so groß wie Murmelthiere, mit buschigem langen Schwanz erfreuten sich hier ihrer Freiheit. Wie dauerten mich unsere armen Colorado Ziesel im zoölogischen Garten, die seit Jahr und Tag die dicke Luft des Raubthierhauses athmen müssen, während ein Steinhaufen irgendwo im Garten ihr Element wäre, und sie auch zeigen würde, indessen sie dort, wo sie sind, noch von Niemandem gesehen wurden. Die Menschen sind doch grausam!

Der Grassy Hill, der unter der Holzgrenze liegt, und an dem der Weg vorbei führt, ist ein sehr steil nach Süden abfallender Berg. Schneerutschen finden hier jeden Winter statt. So ist auch kein Baum und Strauch auf einer mehr als eine Meile langen und vielleicht dreiviertel Meile

breiten Strecke zu finden, aber dafür bedecken Millionen Blumen die Hügelseite. Es ist ein Blumenmeer in allen Farben, vom reinsten Weiß durch Gelb zum Orange und Roth und wieder zum Violet und Blau in allen Schattierungen. Es sind lippenförmige Blumen und Sterne und Glocken und Kelche, in Dolden und Rispen, einzeln und wieder zu Dutzenden an einer Pflanze. Ich sah verschiedene Arten Salbei, vom hellen Rosenroth bis zum Ultramarinblau, der schwarzblauen Eisenhut, Glocken u. Glöckchen, saftigen Steinbrech mit Dutzenden kleiner purpurbrauner Sternchen, und eine Masse mir ganz unbekannter Blumen; denn ich bin mit den Jahren ein schlechter Botaniker geworden; ein Glück für mich, denn sonst wäre ich n o ch dort am Fuße des Hügels, in dem Grassy Hill Hotel, und würde täglich botanisire...

So kann ich mir auch erklären, daß die Leute von Silverton im Sommer ihre Pikniks dort abhalten. Im alten Paradies können nicht so viel Millionen Blumen beisammen gewesen sein, und der prosaische Name, „Grassy Hill" ist eine Persiflage auf dieses unübertroffene Blumenbeet, das allein eine Reise nach Colorado werth ist, das buckboard mit eingeschlossen. Hier ist auch in der halben Höhe des Berges ein dicker Pfosten eingerammt, in welchem die Seile tiefe Rinnen geschnitten hatten, denn auch hier mußten die Wagen und Güter an Stricken herab- und hinaufbefördert werden. Wie glücklich waren wir, daß wir keine Stricke mehr brauchten.

Unten beim Hotel (Blockhaus natürlich) fanden wir eine große Zahl Esel, theilweise bepackt, theils im Begriff ihre Ladung zu empfangen, um dieselbe nach Silverton zu bringen. Nicht bloß Fäßchen und Kästen mit Lebensmitteln, Ballen und Säcken, auch Haushaltungsgeräth und Baumaterial z. B. Fensterrahmen, werden auf die spitzzulaufenden Packsättel geschnallt. Einige Esel grasten in der Nachbarschaft, andere hatten sich mit ihrer Ladung hingelegt, alle aber hatten ein gewisses philosophisches Exterieur, das sich sogar auf die Treiber erstreckte, die eben in großer Ruhe mit dem Aufpacken beschäftigt waren.

Wieder ging's aufwärts und Tausend und aber Tausend Föhrenstämme streckten jammernd ihre Arme in die Luft, weil ein Waldbrand ihnen den Lebenssaft eingetrocknet und sie einer frühzeitigen Zerstörung anheimgegeben hatte. Doch wächst junger Nachwuchs üppig aus dem mit Asche gedüngten Boden. Aber über Tausende von Ackern des Weges entlang ist schon der Feuerdämon hingezogen, während die Schneerutschen breite Straßen von der Spitze der Berge bis in's Thal hinab durch die Urwälder gerissen haben. Wer von den snowslides nichts weiß, der wundert sich über die chaotischen Haufen von zerbrochenen Baumstämmen, die überall in den Thälern am Fuße einer solchen Schneelawinenstraße aufgethürmt und über einander geworfen liegen.

Bei der Drehung eines Weges sahen wir einen Wagen auf uns zufahren, der aber bald an einer Ausweichstelle Halt machte und uns vorbei ließ. Es war uns ein Stein vom Herzen genommen. Weiterhin kündete der Klang einer Glocke an, daß ein Zug Packesel sich näherte. Es kamen auch über fünfzig in einer Reihe, zwei Treiber hinterdrein, die Esel alle beladen mit allen möglichen Kaufmannsgütern und Haushaltungsgegenständen. Ein kleines Eselchen hatte vier Springmatratzen so aufgepackt, daß sie ein Dreieck bildeten, die Spitze nach oben. Da der Weg, wo wir mit unserm Fuhrwerk hielten, sehr schmal war, so war es für das arme Thier eine gefährliche Aufgabe, um uns herumzukommen. Unten war die Basis des Dreiecks und diese mußte, ohne anzustreifen, an uns vorbei, aber das Eselchen wand sich und bog sich so gegen den Wagen über, daß die eine Seite des Dreiecks fast perpendikulär stand, und so ging es vorsichtig langsam, jedesmal bei einem Schritt probierend, ob es nicht mit seinem Dreieck an unserem Wagen hängen bliebe und dann den Abgrund hinabgestoßen würde, neben uns hin, bis es am hintern Wagenrad, ohne zu streifen, vorbei war, worauf es wieder munter und frisch seinen Kameraden nachfußelte. Es sind prächtige Thiere, diese verachteten Esel, auf die einst Blumauer einen Panegyrikus schrieb, der mit den Worten anfing: „Du gutes Thier, auf dessen Haut wir schreiben u. s. w.“

Unser Kutscher war ein langbeiniger Sohn Jowas; von deutscher Abkunft, wurde er von einem Stiefvater aus dem Hause getrieben, als er kaum zwölf Jahre alt war und nur nothdürftig Lesen und Schreiben gelernt hatte. Er verdingte sich bei den Farmern, bis er sich nach und nach das Geld zu einem Gaul erspart hatte, den er dann wieder und sich mit an Farmer verdingte, bis er, außer dem Geld, das er an seine Geschwister schickte, damit sie besseren Schulunterricht genießen könnten, noch so viel hatte, um sich in's Hochgebirge durchzuschlagen, wo er nun wohlbestallter Posttreiber geworden ist, mit monatlich 35 Dollars und die Kost Gehalt, wofür er alle drei Tage zweimal zu fahren hat. Unser diesmaliger Jehu hätte einen Temperenzler sich zum innigsten Freund gemacht. An jedem Bach stieg er ab, um zu trinken, aber nie gebrauchte er den offerirten Becher, stets legte er sich auf den Bauch und ließ sich faktisch den Bach ins Maul laufen. — „Es schmeckt so viel besser, als aus einem Zinnbecher“, meinte er.

Einen wunderbar schönen Anblick gewährt ein den Antilope-Park überblickender namenloser Berg, der ein prachtvolles goldenes Stirnband trug, als die scheidende Sonne ihre Strahlen auf ihm ruhen ließ, als wollte sie mir noch einmal die hohe Gebirgswelt in ihrer Glorie zeigen. Ja, großartig ist diese Natur! Zu welchen Betrachtungen wird man da hingezogen, wenn man diesen Ozean von Bergen überdenkt, die in jeder Richtung sich aufthürmend, gleich den erstarrten Wogen eines unruhig

bewegten Meeres erscheinen. Das innere Auge schweift zurück, wo der früher feurige Erdball durch's Alter nach und nach kälter, und nun die Haut runzlich wurde und sich in Falten legte, welche jetzt die Rocky Mountains bilden. Es ist schon eine lange Zeit her, aber noch kann ich sehen, wie auf dem glühenden Körper sich, wie bei jedem schmelzenden Metall, inselgroße Schlacken bildeten, sich zu Kontinenten vereinigten und, als sie an Dicke soweit zugenommen hatten, daß die Erdschale nicht mehr auf dem Kern auflag, sich diese in die Höhe drückte, um wieder eine warme Unterlage zu haben, und nun die Erdkugel in ihrer runzlichen Gestalt zurückließen, wie wir sie jetzt sehen.

Und doch hat sich seitdem viel verändert: auch die Felsengebirge fühlen das Alter; das steinerne Gerippe zerbröckelt, der Luft und dem Wasser ausgesetzt. Am starren Felsen klebt die Flechte und hält vielleicht den Tropfen Wasser zurück, der im Laufe der Jahrhunderte einige Körnlein Stein loslöst und so langsam, aber sicher die Zerstörung der ganzen Falte einleitet, bis einst die Unebenheiten verschwunden sein werden, und ein Meer wieder die Erde umgibt, aus dem dann durch neue Erhebungen oder neue vulkanische Eruptionen neue Kontinente entstehen, auf denen neues höheres animalisches Leben sich entwickelt und der höhere Mensch mit dem unterjochten Blitz sich selbst nach seinem Geschmack das Wetter macht und die Welt regiert. Mit solchen grandiosen Gedanken, die offenbar in der mir neuen Natur ihre Anregung hatten, trafen wir wohl und heiter wieder in Antilope Springs ein, wo unser Ohioer Freund von Ironton noch immer Bachforellen speiste und Gebirgsluft kneipte.

Von Del Norte fuhren wir mit einem Freund auf dessen zehn Meilen weiter unten am Rio Grande gelegene prachtvolle Rauche. Seine Wohnung ist ein Adobe Haus, mit drei Fuß dicken Mauern. Fünf Zimmer in einer Reihe, ein Fenster und eine Thür in jedem Zimmer, diese ohne Verbindung mit einander, jede Thüre nur nach außen führend. Die Zimmer sind zwölf Fuß hoch, die Decke bilden geschälte Föhrenstämme, über welche dünne Stämmchen und Aeste so gelegt sind, daß sie die oben aufgeworfene und festgetretene 2½ Fuß dicke Erde festhalten und ein, da sie hinten etwas schräg ablaufen, für den Regen undurchdringliches Dach bilden. Auf dem Dach erheben sich noch Brustwehren 3 – 4 Fuß hoch und hinter jedem Hause steht eine Leiter, auf der sich die Bewohner in die Höhe flüchten, wenn raubende und mordende Indianer herankommen. Die Leiter wird dann nachgezogen und Männer und Weiber richten sich zur Vertheidigung ein. Zu diesem Zweck bauen sich immer eine Anzahl Mexikaner nahe zusammen ihre Adobe-Häuser, und haben so ein größeres oder kleineres Dorf gebaut, eine sogenannte Plaza. Im Herbst, wenn das Getreide und der Mais eingeheimst sind, zieht die ganze Bevölkerung auf Meilen im Umkreise zu einem Bekannten – und bekannt sind alle untereinander –

und spielt und singt, tanzt und ißt und trinkt, bis der Wintervorrath dieses Bekannten aufgezehrt ist, worauf die ganze Sippschaft mit dem Ausgefressenen in's nächste Haus zieht und so lange bleibt, bis auch dieses leer ist. So zieht die ganze Gesellschaft von Haus zu Haus, und mittlerweile ist der Winter vorbei, und die Felder müssen frisch bestellt werden. Bis die Erde wieder was gibt, liefert der Fluß die nöthige Nahrung.

Für unsern Freund, der selbst im Sommer in den Minen ist, hält eine Mexikanerin Haus. Sie hatte uns schon auf Meilen weit kommen sehen, das Zimmer gelüftet und die Studirlampe angezündet. Auch das Nachtessen war fertig. Da stand sie nun fast regungslos, eine bronzene Statue — sie ist 46 Jahre alt und bereits Urgroßmutter — des Winks gewärtig, um den Thee einzuschenken und bei Tisch aufzuwarten. Kein Laut entschlüpfte ihren Lippen, keine Muskel des Gesichts regte sich. Ein ihr in dem mexikanisch-indianischen Idiom zugeflüsterter Befehl wurde augenblicklich schweigend befolgt, und nur einmal, als ich meinen Freund auf englisch um ein Glas Wasser bat, das sie offenbar verstand, und als sie mir es reichte, umspielte ein zufriedenes Lächeln ihren Mund, denn ich hatte Gratias Signora gesagt. Aber nur ein Augenblick und ihre Züge waren wieder so ehern wie vorher.

Am nächsten Abend flaggten wir den Eisenbahnzug zum Halten, der uns in einer Stunde nach Alamosa brachte. Ein letzter Druck der Hand mit dem Freunde gewechselt, und von der Plaza herüber klingt noch das Wort: Adios!

VII. Skizzen aus dem Zoologischen Garten.

(Vorbemerkung. Von den mehr als hundert Aufsätzen Dr Zipperlen's: „Aus dem Zoologischen Garten" in Cincinnati können hier nur die nachfolgenden als Beispiele seiner Darstellungsweise Platz finden. Es wäre gewiß wünschenswerth, daß die ganze Sammlung in Buchform gedruckt würde, als ein populärer Beitrag zur Naturgeschichte der Thierwelt. H. A. R.)

Die Prairiehunde.

Es ist die Aufgabe eines zoölogischen Gartens, den Thieren womöglich einen Platz zum Aufenthalt herzurichten, welcher der Natur der Thiere entspricht, und wo man Gelegenheit hat, das Wesen derselben zu beobachten und zu studieren. Wie ganz anders sieht unsere Präriehunde-Kolonie aus, als in andern Gärten, wo ein Paar armer Gefangener in einem mit Blech ausgeschlagenen Käfig ein verfehltes Dasein vertrauert, wo kein Mensch sie beachtet, höchstens den Namen liest und gleichgültig vorbeigeht. Welche Attraktion zeigen sie hier, wo sie in einem großen Raume sich ihre eigenen Wohnungen gegraben haben, wo neben den Alten sich die Jungen herumtummeln. Hier ist Alles Leben, stets ein neues Bild; hier sitzen einige

aufrecht und schauen wie Schildwachen unverwandt in die Ferne, dort guckt ein neugieriges Köpfchen aus einem Loch heraus, hier werden Visiten abgestattet, dort findet unter Geschrei eine Balgerei statt, zwei Nebenbuhler bewerfen sich mit ausgegrabenen Stücken Erde, indem sie mit den Hinterbeinen rückwärts größere und kleinere zusammengeballte Klumpen auf einander schleudern, hier sitzt eine Versammlung beieinander und labt sich an dem saftigen Klee, dort ist ein Aufschnellen des Körpers, dem der bekannte Juhschrei folgt, zu sehen; kurz, das Thier tritt mit allen seinen Eigenschaften vor unser Auge und fesselt unsere Aufmerksamkeit.

Hat auch der nasse Winter deren Reihen bedeutend gelichtet, von einigen fünfzig sind noch ungefähr zwanzig übrig, so haben diese muntern Thierchen doch dafür gesorgt, daß der Garten diese Anziehung nicht verliert, denn bereits tummeln sich acht oder zehn Halbgewachsene in der Sonne herum. Wie viele der Erde Schooß noch birgt, wird uns der Sommer zeigen, aber ihre Zahl wird wohl die der Gestorbenen überwiegen. — Die meisten Wohnungen der Präriehunde sind im Westen der Umzäunung, im Osten sind nur eine oder zwei Familien; hier ist der Kirchhof, wo die kleinen Kolonisten in ihren selbstgemachten Gräbern von ihren Freunden und Verwandten eingescharrt wurden, und so gut müssen sie ihre Arbeit gethan haben, denn keine Spur von Geruch, der doch einigen dreißig faulenden Körpern entströmen muß, ist bemerkbar.

Die anfangs scheuen Thierchen haben sich nun an den Menschen gewöhnt, einige holen sich sogar das hingehaltene Futter ganz ungenirt aus der Hand. Selten nur wird das eigenthümliche Aufschnellen des aufrechtsitzenden Thierchens mit obligatem Schrei und plötzlichem Verschwinden im Bau gesehen. — Wenn früher bei Annäherung eines Menschen die ganze Gesellschaft auf einen Allarmruf plötzlich verschwand, um aber eben so schnell wieder vorsichtig die Köpfe aus den Löchern herauszustrecken, und das Terrain zu sondieren, so bringt sie nicht einmal mehr ein ungewohntes Geräusch, wie in die Hände Klatschen oder Pfeifen, außer Fassung und höchstens ein plötzlich gegen dieselben aufgespannter Regenschirm jagt die Gesellschaft in Schrecken und auf einen Augenblick in die Löcher.

Schreiber dieses wohnte gestern einer interessanten Szene bei. Einer der prächtigen Pfauen, die frei im Garten herumgehen, war in das Gehege der Präriehunde gekommen, um dort eine Visite abzustatten oder eine Inspektion vorzunehmen. Da aber die kleine Gesellschaft gar keine Notiz von seinem Erscheinen nahm, so glaubte der Pfau wohl, er müsse den unscheinbaren Gesellen etwas imponieren, und schlug deshalb sein wundervolles Rad, aber im Augenblick war wie durch Zauber die Gesellschaft verschwunden. Die langen Schwanzfedern falteten sich langsam zur prächtigen Schleppe, sobald der Pfau bemerkte, daß keiner der Plebejer mehr sichtbar war. Die nächste Minute brachte sämmtliche Grubenarbeiter

wieder an die Oberfläche, wieder erhob sich das Rad, wieder ein Verschwinden der Gesellen, aber nur um sich im Gange umzudrehen und neugierig den Eindringling zu beäugeln, und auch gleich am Rande ihrer Wohnung sich auf die Hinterbeine zu setzen und ruhig dem angenehmen Geschäft des Fressens obzuliegen. Nun aber glaubte der Pfau, daß es die höchste Zeit sei, den verlorenen Respekt wieder zu erringen, und er schritt mit kurzen etiquettemäßigen Tritten, graziös gekrümmtem Hals, auf dem der mit der Federkrone geschmückte steifgehaltene Kopf saß, gegen die braunen und grauen Gesellen vor, rechts und links sich bewegend und mit den Unterschwanzfedern einen eigenthümlich raschelnden Ton hervorbringend, aber keiner rührte sich mehr von der Stelle, höchstens daß einer oder der andere plötzlich sich mit den Hinterbeinen aufschnellte, seinen Juhschrei ertönen ließ, aber sich allsogleich wieder setzte und mit seiner Mahlzeit fortfuhr.

Als verschiedene Versuche fehlgeschlagen, sich bei der größeren Masse dieser Kaffern in Respekt zu setzen, wandte sich Se. Majestät der Kaiser von China mit all seiner seither entwickelten Pracht und steifen Etiquette gegen einen einzelnen der republikanischen Barbaren, der im östlichen Theil des Territoriums sich angesiedelt hatte, um wenigstens von diesem sich Anerkennung zu verschaffen. Derselbe hatte aber die ungefährliche Prachtentfaltung von ferne her aufmerksam beobachtet und saß mit halb zugekehrtem Rücken, aber eifrig zurückbeugend auf den Hinterbeinen, ruhig an einer gelben Rübe nagend. Langsam mit abgemessenen Schritten näherte sich der Beherrscher des Reiches der Mitte, rechts und links sein prächtiges Rad drehend, als aber der Publikaner auch gar keine Notiz von der Herrlichkeit nahm, versuchte Se. Majestät, die es seither beständig vermieden hatte, mit der Familie in unmittelbare Berührung zu kommen, den frechen Hinterwäldler mit seinem ausgebreiteten Schweif von der Oberfläche des Bodens weg, wahrscheinlich in seine Wohnung zu fegen.

Aber unerschütterlich saß der Plebejer fest, seine Rübe nagend, während die herrlichen Federn über und um ihn herfuhren. Dies war dem Pfauenaugenträger zu viel, er legte seinen farbenprächtigen Schweif langsam zusammen, hüpfte auf die Umzäunung und mit einem fragenden Blick rückwärts, ob wohl keiner der Republikaner seine majestätisch schillernde Schleppe bewundern wollte? entfernte er sich von dem Schauplatz seines erwarteten Triumpfs getäuscht und entrüstet, gefolgt von dem Emporschnellen der Jungen und Alten und dem bekannten Aufschrei, der einem Hohnruf täuschend ähnlich war. Dann lagen sie wieder ihrer täglichen Beschäftigung des Verspeisens ihrer Nahrung ob, wovon sie dies und das in die Höhlen hinabtrugen, wahrscheinlich zur Fütterung ihrer Jungen.

C. F. Noll's „Der zoölogische Garten." Frankfurt a. M.

Zimmetbären.

Der westliche Trapper erzählt uns von Zimmetbären, die in den Felsengebirgen hausen; einzelne Pelze kamen schon in den Markt und zeigten eine hellere oder dunklere Zimmetfarbe, aber noch besitzt keine Sammlung ein ausgestopftes Exemplar, oder gar ein zoölogischer Garten einen ächten Zimmetbären. Aus den Versicherungen der Trapper und aus einigen zimmetbraunen Pelzen, konnte ohne knöchernem Schädel 2c. auch von Forschern noch keine eigene Klasse für einen neuen Bären gemacht werden und die Zimmetbären wurden aus Mangel an triftigen Gründen, Schädelmessungen u. s. w. bis jetzt nicht anerkannt.

Ein in unserm zoölogischen Garten befindlicher ausgewachsener amerikanischer Bär löst das Räthsel und gibt den Trappers Recht und auch den Gelehrten. Im Frühjahr 1876, als bei den andern amerikanischen Bären die schwarze Farbe ihres Winterpelzes allmählig in ein absterbendes Braun überging, fing auch der ungewöhnlich große Bär an, seine Haare zu entfärben, aber während bei den andern Bären am Kopfe und an den Füßen die neuen Haare schon wieder die einförmige schwarze Farbe zeigten und der übrige Körper noch in einen schmutzig graubraunen, struppigen, glanzlosen Pelz gehüllt blieb, der sich nach und nach in großen Flocken loslöste, war unser Bär in Zeit von zwei Monaten so verändert, daß frühere Besucher des Gartens denselben nicht mehr erkannten und als ächten Zimmetbären begrüßten. Die Haare, ursprünglich nur an der Spitze bräunlich verfärbt, zeigten jetzt bis zur Wurzel eine gleichmäßig zimmtbraune Färbung; dieselben fielen nicht aus oder standen in abgestorbenen Büscheln, wie bei den andern Bären, zwischen den neuen schwarzen Haaren. Der ganze Bär war, wie früher in einen schwarzbraunen, jetzt in einen glänzenden zimmtbraunen Pelz gehüllt, ohne ein Haar verloren zu haben.

So präsentirte er sich während länger als einem Jahre, ohne sich wieder abzuhaaren, in einem glänzenden, langsam heller werdenden Pelz, und sah mit den übrigen Bären in einem Zwinger zusammen als ein ganz anderer Bär aus. Der verfärbte langhaarige Winterpelz war ihm auch im Sommer nicht zu warm, und da seine Ernährung nichts zu wünschen übrig ließ, so konnte Krankheit nicht die Ursache dieser Erscheinung sein.

Dieses Frühjahr zeigten dunklere Schatten am Kopf und an den Füßen, daß die Zeit für den Zimmetbären vorüber und daß er wieder als einfacher Baribal aufzutreten gesonnen sei. In dichten Flocken ging die Abhärung vor sich und ein glänzend schwarzes Fell deckt für einige Wochen den Gesellen, aber bereits hat die Verfärbung wieder begonnen, ein glänzender goldbrauner Schimmer liegt auf dem schwarzen Grunde und gibt dem Pelz eine eigenthümliche prächtige Schattierung. Ob er sich wohl wieder in die Zimmetfarbe verlieben wird, werden die nächsten Monate

zeigen, und ein weiterer Bericht wird dann melden, ob wieder eine vollständige Verfärbung eingetreten ist, und wie der Verlauf derselben war. Da derselbe mit der Verfärbung geradeso anfing, wie letztes Jahr, läßt sich erwarten, daß wir bald wieder im Besitz eines Zimmetbären sein werden.

Noll's „Der zoölogische Garten." (1877.)

Eine Adoptivmutter.

Unter den vor Kurzem angekauften Affen, befindet sich ein junger Makate, vielleicht sechs Monate alt und etwa so groß wie eine Ratte. Derselbe wurde mit sechs größeren Makaten dem großen Spinnenaffen zur Unterhaltung und gewissermaßen zur Beaufsichtigung in den Käfig gegeben. Wenn dieser auch mit großer Zärtlichkeit Abends alle sieben in seine langen Arme schloß, so hatte er doch nicht Verstand oder Gefühl genug, um unsern kleinen Kerl gegen die Neckereien und Brutalitäten der andern größeren Makaten zu schützen. Diese traten hauptsächlich hervor, wenn das Futter gebracht wurde, wo dann der arme Kerl von einem Futtertopf zum andern gejagt ward und bloß etwa herausgeworfene Brocken für sich erhaschen konnte oder mit dem Rest vorlieb nehmen mußte. Daß bei diesem Kampf um's Dasein weder sein Körper gedeihen noch seine geistigen Fähigkeiten sich entwickeln konnten, war augenscheinlich, und so wurde er von seiner seither ihn tyrannisirenden Gesellschaft entfernt und einer rußfarbigen Meerkatze, die seit ihrem Aufenthalt im Garten immer ein sanftes Temperament bekundet hatte, zur Obhut übergeben. Obgleich diese, eine Wittwe, bei der letzten Sendung einen rußfarbigen Jüngling als ihren Partner zugetheilt bekommen, so hatte in ihrem guten Herzen doch noch der kleine Makate Platz, und mit mütterlicher Sorgfalt übernahm sie alle Pflichten einer rechten Mutter.

Der kleine Waisenjunge, im höchsten Grade nicht minder froh, nicht mehr von seinen stärkeren und deshalb übermüthigen Vettern und Kousinen herumgezaust zu werden, schloß sich auch sogleich seiner schwarzen Pflegemutter an, schüchtern zwar im Anfang, indem er sich bloß darauf beschränkte, sich an sie anzuschmiegen, aber als er sah, daß dieselbe seine kindlich stummen Bitten entgegennahm, beanspruchte er auch alle Rechte, die ein allein dastehendes Affenbaby an seine Adoptivmutter haben konnte, indem er sich mit seinen Vorderhänden an den Hals und mit den Hinterhänden an den Lenden der Pflegerin festklammerte und nun von dieser in natürlicher Affenmanier herumgetragen wird.

Das ernste, von Pflichtgefühl strahlende Gesicht der jungen Pflegerin, die selbst noch keine Mutterfreuden erlebt hat, kontrastirt angenehm mit den zufriedenen Mienen des sich seiner Sicherheit bewußten „Babys" und der vorsichtige Tritt und das bedächtige Klettern der Mutter zeigen deutlich,

daß sie sich bewußt ist, eine Pflicht übernommen zu haben, die keine halsbrecherischen Sprünge mehr zuläßt. Doch oft genug verläßt das kleine Aeffchen seinen Halt an der Mutter, um auf eigene Faust sich im Klettern, Springen, Gesichterschneiden und andern Unarten zu üben, und wenn man dann irgend eine Näscherei aus der Tasche holt, so ist es das erste, das verlangend seine Hände darnach ausstreckte und mit recht unartigem Affenkindergeschrei sich selber zuerst berücksichtigt verlangte. Dieses unabhängig selbstsüchtige Auftreten nimmt aber seine Pflegemutter sehr übel und sei es nun, daß sie ihm das freche Betteln abgewöhnen will oder daß sie fürchtet, es möchte sich den Magen verderben, kurz sie sucht ihm zuvorzukommen oder entreißt ihm den eroberten Apfelschnitz, um ihn in ihre eigenen Backentaschen verschwinden zu lassen. Würde sie noch körperliche Züchtigung hinzufügen, so wäre der Titel „Stiefmutter" mehr am Platze, aber sobald nichts Naschbares mehr zu erwarten ist, ist sie auch wieder gut und hat vergessen, daß der Kleine auch Rechte beanspruchte, die sie allein zu haben glaubte, und glättet eifrig ihm den Pelz, den sie emsig nach Ungeziefer durchsucht. Ihr neuer Seladon wird kaum berücksichtigt, so lange der kleine Makake sich an sie schmiegt.

Das Affenhaus birgt noch ein anderes, erst vor acht Tagen geborenes Affenbaby, das von seiner natürlichen Mutter mit größter Zärtlichkeit gepflegt wird, und von dem man kaum etwas mehr als den Kopf und die Arme sieht, mit denen es sich an die Brust der Mutter anklammert. — Ueber einen weiteren jungen Affen, einen sogenannten Schweinsaffen, der kürzlich erworben wurde, ein Näheres später.

„Die Isis." Herausgegeben von Dr. Karl Ruß in Berlin.

Das Kletterstachelschwein.

Wer im verflossenen Winter und Frühjahr das Raubthierhaus besuchte, dem ist vielleicht gleich neben dem westlichen Eingang an der Nordseite ein Ding aufgefallen, das entweder zusammengerollt in einer Ecke oder auf dem in seinem oben offenen Behälter befindlichen Ast, der in einer Gabel gipfelte, als Kugel zusammengekauert saß, und wenn man beim längeren Beobachten nicht ein dunkles, von der Haut- und Haarfarbe abstechendes Auge entdeckt hätte, das scheu und bittend den Beschauer anblickte, so hätte man das Ding überhaupt nicht als ein lebendes Wesen erkannt.

Es ist das Kletterstachelschwein (Porcupine), das nur dem nordamerikanischen Kontinent eigen, mit der Ausrottung der Wälder allmählig verschwindet und sozusagen auf dem Aussterbe-Etat gestellt ist. Vielleicht in keinem europäischen Garten der Zeit vorhanden, da es sogar in seinem Heimathlande zu den seltenen Thieren gerechnet wird, und außerdem ein unscheinbares Aeußere mit Langsamkeit der Bewegung verbindet, also für

den gewöhnlichen Beschauer nichts Anziehendes hat, wollen wir demselben einige Zeilen widmen, weil es auch in den zoölogischen Handbüchern ziemlich stiefmütterlich behandelt wird.

Unser Exemplar besaß bis vor wenigen Wochen ein ungemein scheues Wesen, nur selten sah man es während des Tages in einer andern Stellung, als der angegebenen zusammengekugelt, die Stacheln emporgerichtet und den Rücken dem Beschauer zugekehrt. Selten fand man es gegen den Abend in sitzender Stellung, wie ein Eichhörnchen, an einer gelben Rübe nagend, das scheue bittende Auge auf den Beschauer gerichtet, noch seltener wagt es ein dargereichtes Stückchen Apfel aus den Fingern zu nehmen und schüchtern in einer Ecke zu verzehren.

Seit das Thier im Freien ist, hat sich sein Betragen geändert. Dasselbe hat in dem südlich vom See gelegenen Nagergehege zwischen den Waschbären und den Dächsen seinen Aufenthaltsort gefunden. Eine in der Mitte seiner Einfriedigung stehende Fichte gibt ihm hinlänglich Gelegenheit seine Kletterübungen vorzunehmen, aber auch die dünnen Eisenstäbe seines Gitters dienen zum gleichen Zweck. Es liegt nun nicht mehr verdrossen als stachliche Kugel da, sondern fast zu jeder Tageszeit sieht man es in Bewegung. Sein Gang ist ein eigenthümlich watschelnder, die Beine weit auseinandergestellt und die der gleichen Seite zugleich hebend, wie die Bären, marschirt es ziemlich lebhaft auf und ab, zuweilen anhaltend, um die durch ein Gitter getrennten Dächse oder Waschbären zu betrachten. Die letztern sind überhaupt immer zum Spielen aufgelegt und greifen deshalb zu unsern hin- und herspatzierenden Einsiedler hinüber, der dann bei der geringsten Berührung sich plötzlich herumdreht, die Nase auf den Boden niederbiegt, dem Angreifer seinen Rücken zuwendet, seine Stacheln wie ein Nadelkissen von sich streckt und den ebenfalls mit Stacheln besetzten Schwanz lebhaft hin und her bewegt. Doch nur für eine kurze Zeit und er nimmt seinen Spatziergang wieder auf. Daß er starke Nagezähne hat, mit denen er sich wehren könnte, scheint er nicht zu wissen.

Mit den auf der andern Seite befindlichen Dächsen scheint er auf etwas besserem Fuße zu stehen, da dieselben ihn nicht anzugreifen versuchen, sondern bloß mit ihren Pfoten durch das Gitter hindurch das Erdreich ein wenig aufscharren.

Anhänglichkeit an die, welche es füttern, scheint unser Thier nur wenig zu besitzen. Wenn man zufällig mit einem Apfelschnitz nach ihm reicht, faßt es denselben behutsam und verzehrt ihn in den Pfoten haltend, mit einem gleichsam dankbaren Blick in seiner zusammengebückten Stellung. — Fast keiner der Besucher unsers Gartens hat je ein solches Thier vorher gesehen; und vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, die Aufmerksamkeit auf dieses zwar unscheinbare, aber sehr seltene Thier zu lenken.

„Der Sonntagmorgen" Cincinnati.

Leoparden.

Bei herannahender Fütterung sind sämmtliche Thiere unruhig. Während unter lautem Geschrei ein Affe den andern vom Gitter wegreißt, um der Erste zu sein, der seinen Kopf in die Milchschale stecken kann, und während andere Thiere ruhelos hin und her rennen, macht der Leopard eine Ausnahme. Derselbe liegt in der hintern Ecke seines Käfigs zusammengekauert, anscheinend schlafend, nur ein kurzer Blick aus seinen schnell geöffneten und ebenso schnell wieder geschlossenen Augen zeigt dem aufmerksamen Beobachter, daß ungezähmte Leidenschaft und Blutgier noch bei ihm die Oberhand haben.

Der Leopard kennt aber doch die Zeit der Fütterung, er hat den Wärter gehört, aber noch liegt er ruhig in seiner Ecke, während seine Nachbarn, die Wildkatzen, von ihren Baumstumpfen herabsteigen und die Füchse sehnsüchtig die Nase durchs Gitter stecken. Jetzt sind die beiden Wildkatzen abgefüttert, beide stritten sich um das erste Stück Fleisch, das sie zu gleicher Zeit erfaßten und nach verschiedenen Richtungen zerrend, sich gegenseitig Prankenhiebe mit blitzartiger Geschwindigkeit versetzend, bis ein zweites in den Käfig geworfenes Stück dieselben trennte.

Jetzt steht der Wärter vor dem Leoparden, dessen Schwanzspitze sich langsam bewegt. Ein dumpfes Knurren läßt sich hören, das vorher fest geschlossene Auge funkelt, das Knurren steigert sich, wird zum unheimlichen Gebrüll, die Bestie bewegt den Schwanz rascher hin und her, öffnet den Rachen, legt die Lippen zurück und zeigt ihr furchtbares Gebiß. Inzwischen hat der Wärter einzelne Stücke Fleisch in den Käfig geworfen; langsam erhebt sich die Katze, das Geknurr geht plötzlich in einen wüthenden, markerschütternden Aufschrei über, und mit diesem Ausbruch grenzenloser Wuth springt die greuliche Katze gegen das Gitter, im Sprunge einen gewaltigen Prankenhieb austheilend. Der Blick aber, den der Leopard dem Wärter und den Umstehenden zuwirft, ist die souveränste Verachtung des Menschen. Wie wollte die Bestie dem Herrn der Schöpfung ihre Kraft zeigen, wenn sie nicht eingesperrt wäre! Wie schwach wären seine Arme gegen ihre Tatzen und Zähne, wenn nicht ein Gitter sie trennte! Was? ich, nebst dem Löwen der mächtige Herrscher in Afrika's Schluchten und Mimosenwäldern, ich soll das mir zugeworfene Ochsenfleisch als Gunst von meinem Gefängnißwärter annehmen, während ich mir so leicht mein Abendessen selbst holen könnte! Nein, kein Sklave bin ich, noch *will* ich es sein! —

Dieß ist der Ausdruck des funkelnden Auges und der ganzen Haltung der Katze. Nach einer halben Minute, während welcher sie über dem Fleische stand, dreht sie knurrend sich um und legt sich wieder in ihre Ecke, bis ein weiteres Stück Fleisch sie zu einem zweiten Satz gegen das Gitter heraus-

fordert. Mit unsäglicher Verachtung wendet sie sich abermals ab, kein Stück Fleisch wird von der ungezähmten Katze angerührt, so lange noch ein Mensch vor dem Käfig steht. Sie ist zu stolz, ihren Hunger zu zeigen, sie will dem Menschen keinen Dank schuldig sein, sie will es ihn nicht wissen lassen, daß sie es gewesen ist, die das vorgeworfene Fleisch gefressen hat, sie will eben die hinterlistige, mordsüchtige Bestie bleiben, die sie vor ihrem Einfangen in Afrika war, als sie mit den Heerdenbesitzern auf dem Kriegsfuße stand. Morgens ist aber regelmäßig das vorgeworfene Fleisch aufgezehrt.

„Die Isis" Berlin.

Unsere Giraffen.

Das alte Restaurationsgebäude ist jetzt zum Winterhaus umgewandelt worden, und entspricht als solches allen Anforderungen. Es wird den Giraffen, dem Nashorn, Strauß, Kasuar und den Kranichen zum Winteraufenthalt dienen. Bis jetzt haben die Giraffen sich dort für den Winter eingerichtet. Dieselben haben an der Südost-Ecke des Gebäudes ihre Wohnung angewiesen bekommen. Wenn sich dieselben schon vorher die Gunst des Publikums erworben hatten, so werden sie sich nun umso mehr in derselben befestigen, indem sie sich hier weit besser präsentiren, da sie etwas höher als die Zuschauer stehen.

Ihr zutrauliches Wesen, verbunden mit einer lebhaften Neugierde, der feingeschnittene Kopf, der oft graziös gebogene Hals, und vor Allem das große so unschuldig blickende Auge, fesseln jeden Besucher. Sind auch die Verhältnisse des Körpers nach unsern an andere Proportionen gewöhnten Augen und der zu den hohen Beinen und dem langgestreckten Hals so kurze Körper, mehr als auffallend, so versöhnt uns mit diesem Spiel der Natur wieder das sanftmüthige Naturell dieses Thieres. Neugierig wie ein Kind guckt es den Beschauer an, nimmt von den im Garten promenirenden Besuchern, durch die Fenster schauend, Notiz, beugt sich freundlich herab, als wollte es fragen, „bin ich nicht lieb?"

Wenn wir vor den großen Raubthieren stehen, wie sie zähnefletschend und grenlich knurrend ihr vorgeworfenes Fleisch zerreißen, wie sie, die Ohren zurückgelegt, mit grimmiger Wuth auf die Zuschauer blicken und zu sagen scheinen: „Versuche es ja nicht, mir mein Essen wegnehmen zu wollen, packe dich lieber fort, damit ich ruhig fressen kann." — Wenn wir mit Zuversicht auf die starken Gitter schauen, so drängt sich uns bei den Giraffen der Wunsch auf, die schwachen Drahtgitter entfernen zu müssen, damit wir die netten Thiere recht streicheln und herzen könnten. Es scheint auch denselben in ihrem neuen Quartier recht gut zu gefallen und das Männchen scharwenzelt um das Weibchen herum, als ob er nicht in Gefangenschaft wäre.

Könnte man eine Giraffe so dressirt in einem Cirkus vorführen, wie das Männchen diese Woche um das Weibchen herumtanzte, wie es seine Beine in immer neue Stellungen brachte, bald vor- bald rückwärts sprang, den Körper hin- und herwiegte, den Hals graziös bog, und mit vorgestreckten Lippen die Angebetete zu küssen schien, wenn das einmal der Dressirkunst gelänge, so würden alle Zuschauer begeistert und alle Zeitungen des Wunders voll. Das Poussiren geschieht aber auch mit einer Grazie u. Poesie, die mancher für unwiderstehlich sich haltende Liebesritter zum Muster nehmen dürfte. Zwar wurden die Bewerbungen nicht gerade abgewiesen, aber gewisse Bedenken wegen zu großer Jugend erhoben, auf den für einen Familienzuwachs zu geringen Raum hingewiesen, die vorgerückte Jahreszeit als Hinderniß hingestellt, aber mit der Vertröstung auf den kommenden Mai, wo in der Sommerwohnung mehr freie Bewegung möglich sei, wurde der feurige Liebhaber einstweilen mit der tröstlichen Versicherung zufrieden gestellt, daß er Gnade vor den Augen der zierlichen „Serahfe, der Lieblichen", wie der arabische Name für Giraffe heißt, gefunden habe.

Im zoölogischen Garten zu London wurden in den Jahren 1839–'67 fünfzehn Giraffen geboren, von denen im Ganzen acht und zwar sechs innerhalb eines Jahres, starben. Auch in Berlin und Dresden wurde Nachkommenschaft erwartet. Erfahrung hat gelehrt, daß fast alle Thiere in den zoölogischen Gärten Nachwuchs haben, den man durch möglichste Herstellung der früheren Naturumgebung die Gefangenschaft vergessen machen kann. Mögen wir zu diesem Zweck recht bald ein anständiges Antilopenhaus, in welchem auch die Giraffen untergebracht werden, bekommen, das letzte große Gebäude, das in unserm Garten zu errichten und zu welchem schon ein prächtiger Plan mit allen Spezifikationen fertig ist.

„Die Isis", Berlin.

Das Wombat.

In der nordwestlichen Ecke des Raubthierhauses ist nun ein Thier einquartiert, das wegen seiner Verwandtschaft mit anderen Arten die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich zieht, von denen kaum einer weiß, was es für ein Thier ist und wohin er es stellen soll. Es ist das Wombat oder die australische Beutelmaus. Unser Begriff von Maus muß hier eine ungemeine Ausdehnung erleiden, denn die Beutelmaus ist so groß wie ein Dachs und wird bis zu 80 Pfund schwer. Mit Zähnen wie ein Nagethier hat es an den vorderen Füßen vier Zehen und einen abstehenden Daumen, aber nicht wie beim Affen zum Greifen eingerichtet, sondern mit starken Krallen wie ein Scharrthier, versehen. Hinten ist das Thier sohlengängig wie die Bären, und man könnte es nach oben angegebenen Eigenschaften

Nagethier oder Bärenmaus nennen, wenn es nicht auch einen Beutel hätte, wie das Känguruh, in dem es seine unreif geborenen Jungen herumträgt, bis sie zum zweiten Mal geboren werden, wenn sie nämlich zum erstenmal den Beutel verlassen.

So wurde das Wombat, wie manche andere, zu einer Klasse Beutelthiere gestellt, ohne die andern Merkmale zu berücksichtigen. Unser Thier ist durch den Cementflur des Raubthierhauses am Graben verhindert, sonst würde es wohl längst sich eine Höhle geschafft haben, um sich den Blicken der Menschen oder dem hellen Tageslicht zu entziehen, denn es ist ein Nachtthier, wird erst gegen Abend munter, wenn es nämlich in seiner Höhle gelegen hat und erfreut sich nur ausnahmsweise der hellen Sonne. Hier in seinem gegenwärtigen Logis gibt ihm der steinharte Boden genügend Stoff zum Nachdenken. Es philosophirt wohl über die Bildung der Erdrinde, die hier sich ganz anders zeigt, als in Australien.

Dabei geht's unablässig auf und ab, wie die alten griechischen Philosophen, die Peripathetiker. Kann es sich in seinen Gedanken oder Spekulationen nicht klar werden, so ahmt es den Diogenes nach, indem es sich auf den Rücken legt, alle Viere von sich streckt und höchstens den Wunsch hat, daß der betrachtende Alexander ihm nicht in der Sonne stehe, oder es liegt mit ausgestreckten Vieren und halb zugekniffenen Augen mit der größten Behaglichkeit auf dem Bauch und ladet den Beschauer ein, ihm bei seinen philosophischen Betrachtungen zu folgen oder es bleiben zu lassen. Es ist noch mehr Schweiger, als Moltke, und würde sich vermöge seiner Unempfindlichkeit gegen die Meinung Anderer vortrefflich zu einem Reporter bei einem in der Thierwelt herausgegebenen Blatte eignen. Uebrigens ist es ein ganz harmloses Thier und hält, wie alle australischen Thiere, die Gefangenschaft gut aus.

„Cincinnatier Abendpost."

Seltene Albinos.

Wenn man auch an dem Satz festhalten soll, daß nur das Natürliche schön, ein Abweichen von der Natur aber unschön ist, so müssen wir doch da eine Ausnahme machen, wo die Form erhalten bleibt und nur die Farbe von der allgemeinen Regel abweicht. Aus diesem Grunde wird Niemand die zwei in unserm Garten befindlichen Albinos, den weißen Waschbären und weißen Präriewolf für unschön erklären, da der allgemeine Gattungskarakter treu beibehalten ist und nur Natur vergessen hat, Farbstoff abzulagern. Mit Ausnahme der weißen Stallhasen und weißen Mäuse kommen Albinos nur sehr selten und vereinzelt vor. Bis jetzt scheint der Albinokarakter bei solchen Thieren hauptsächlich vorzukommen,

die den größten Theil des Tages im dunkeln Versteck zubringen, wie Mäuse, Ratten, Eichhörnchen, Waschbären, Prärriewölfe, Opossums u. dgl. Dafür spricht auch die Thatsache, daß bei kaltblütigen Thieren, welche in unterirdischem Wasser leben, der Albinokarakter nun Gattungseigenschaft geworden, deren jedes Thier nunmehr Albino ist.

Freilich hat hier die Natur, da der Gesichtsinn in dem ewigen Dunkel von keinem Werth ist, die Augen so verkümmert, daß sie nur mehr als Rudimente vorhanden sind. Hierher gehören die augenlosen Fische u. Krebse der Mammuthöhle, wie auch die Olme, eine Wassersalamander-Art mit Kiemen und Lungen, zuerst in der Adelsberger Höhle, neuerdings auch in diesem Lande gefunden. Die Farbe der Haut ist durchgängig weiß. *) —

Aber auch höher organisirte Thiere zeigen, wenn auch selten, den Albinokarakter. Von Affen ist zwar noch kein Beispiel bekannt, aber in Nürnberg steht in einer Pelzwaarenhandlung ein ausgestopfter weißer Tiger und in der Schweiz wurde kürzlich eine weiße Gemse, der sogar die Hörner weiß waren, geschossen. Jedenfalls zeigt sich der Albino bei Tage nur sehr ungern, aber dieß hat einen andern Grund. Zwar gibt es Thiere genug, deren Hauptfarbe weiß ist und bleibt, oder die ihr Winterkleid anziehen, sobald der Schnee kommt; ich erinnere hier an den Polarfuchs, der im Sommer graublau und im nordischen Winter schneeweiß ist, oder an das Hermelin und den Polarhasen, beide im Sommer braun und im Winter weiß, bei denen der schlichte Beobachter nichts Außergewöhnliches bemerkt, eben weil hier Alles zusammenpaßt; wenn er aber vor einem der genannten Thiere steht, so fällt es ihm auf, daß demselben doch etwas fehlt, und daß der weiße Prärriewolf eben doch anders aussieht, als wenn er sich im Winter bloß verfärbt hätte.

Was also ist diese auffallende Erscheinung, worin besteht dieser Verstoß gegen die Natur? Warum erscheint uns der Eisbär so ganz anders? Eben weil bei ihm die Regenbogenhaut, die Iris, gefärbt ist, während bei dem Albino dieselbe roth erscheint. So ist beim Albino ein gewisser Mangel an Seele im Auge bemerkbar; ob nun diese Seele sich als Freundschaft ohne Tücke, oder Mordlust oder Gutmüthigkeit ausspricht, es ist kein Ausdruck im Auge, es ist ein Bild ohne Schatten, wie auch das Auge wirklich keinen Schatten hat. — Gewöhnlich erstreckt sich dieser Mangel an Färbung auf alle von Haaren entblößten Theile, wie die Nase und Zehen, die fleischfarben, während bei andern von Natur weißen Thieren diese Theile meist schwarz oder doch dunkel gefärbt sind. Aber nicht bloß Säugethieren ist diese seltsame Erscheinung eigen, auch mit der Farbe der Vögel erlaubt

*) Man hat dieser Olme, Zipperlen zu Ehren, der sie zuerst beschrieb und ein Exemplar an die „Senkenberg Naturhistorische Gesellschaft" in Frankfurt a. M. schickte, den Namen Olmae Americana. Z.(Zipperlen) gegeben.

sich die Natur, aber auch nur selten, diesen Scherz. (Seit dieser Aufsatz Zipperlen's geschrieben und publizirt wurde, befindet sich im Cincinnatier zoölogischen Garten ein prächtiger weißer Pfau. H. A. R.) Weiße Raben sind sprichwörtlich selten, ebenso Elstern; aber bei weißen Schwarzamseln kommt der Begriff von Farbe in große Noth.

In den Tropen scheinen Albinos nicht vorzukommen, hier hat eben Alles eine intensivere Färbung. Der Himmel ist blauer, die Blumenwelt üppiger, die Farbenpracht der Vögel auf's Höchste entwickelt. Wohl eben deshalb hat man noch keine Albinos unter den Affen gefunden, wenigstens nicht unter den tropischen Affen. Sonderbar ist die Thatsache, daß der Albinokarakter sich fortpflanzen kann, eine Beobachtung, die gewiß schon Jeder an den sogenannten Stallhasen oder weißen Mäusen gemacht hat. Hier hat er sich zur Gattung entwickelt, was ganz mit der Theorie über die Entstehung der Arten übereinstimmt.

In unserm Garten haben wir es mit Seltenheiten zu thun, kein zweiter Garten kann dieselben aufweisen. Beim Anblick dieser Thiere beschleicht Einen übrigens ein eigenes Gefühl, ich möchte sagen des Mitleids, daß denselben die Natur das gefärbte Auge versagt hat. Auch das Thier fühlt es, daß etwas nicht recht bei ihm ist; wie Derjenige, der eine verkrüppelte Hand hat, dieselbe zu verbergen sucht, oder der Kahlköpfige eine Perücke aufsetzt, so blickt Einen das Thier nur ganz scheu und zweifelhaft an. — Doch hat dies auch einen andern physiologischen Grund: weil hier das Licht, durch keine gefärbte Iris aufgehalten, grell auf die Netzhaut fällt, und so das Thier zwingt, meist nur mit halbgeöffneten Lidern oder blinzelnd sich den hellen Tag und seine Umgebung anzusehen.

„Der zoölogische Garten." Frankfurt a. M.

Kolibris in der Gefangenschaft.

Eine Dame meiner Bekanntschaft kam im Mai vorigen Jahres (1880) in den Besitz zweier Kolibris, die in ein Haus sich verirrten und so gefangen wurden. Eine große Freundin von Geschöpfen jeglicher Art, entschloß sie sich, den Versuch zu machen, dieselben in Gefangenschaft zu halten, obgleich ihr bekannt war, daß solche Versuche schon nach einigen Tagen mit dem Tode der Vögelchen endigten. Da ihr kein passender engstäbiger Käfig zu Gebote stand, so wählte sie ein großes Candyglas, brachte eine Sitzstange darin an und setzte einen großen Blumenstrauß auf den Boden des gläsernen Käfigs, dessen oberes offenes Ende mit Gaze zugebunden wurde.

Die eingesetzten täglich erneuerten Blumen waren Pfaffenkäppchen (mitella diphylla), Winden (convulvulus), Gaisblatt (honeysuckle)

und überhaupt Blüten mit langem Kelche. In jede Blume wurde etwas Honig geträufelt und der so präparirte Strauß dann eingebracht. Schon am ersten Tage machten sich die Kolibris über die süße Speise her, indem sie schwirrend über den Blüthenkelchen, ihre Zunge blitzschnell in dieselben steckten und ebenso wieder zurückzogen. Auch wurde beobachtet, daß sie nach ganz kleinen Insekten schnappten und dieselben fraßen. Nach einigen Wochen wurde der mit Wasser verdünnte Honig in einem kleinen Glasgeschirr gereicht. Derselbe wurde verzehrt, indem die Kolibris auf dem nahen Sitzstängchen sitzend den Honig mit ihrer Zunge sippten, wie z. B. ein Hund Wasser trinkt.

In kurzer Zeit waren die Kolibris so zahm, daß die absperrende Gaze entfernt blieb, und dieselben, während ihr Glaspalast gereinigt und mit frischen Blumen und Honig versehen wurde, im Zimmer herumflogen, aber sobald das Glas wieder gewaschen und mit Futter versehen war, dasselbe aufsuchten und sich am Honig gütlich thaten. Schlief die Dame nach Tisch, so flogen sie auf ihre Stirne und hielten dort ihre Siëstа. Stundenlang schwirrten dieselben im Zimmer umher und setzten sich zum Ausruhen auf den vorgehaltenen Finger ihrer Freundin, wo sie dann Toilette machten und ihr Gefieder in Ordnung brachten. Zur Abwechslung ging's dann abermals zu dem Honig, aber nach kurzem Schmaus wieder heraus, wo sie ihre Freundin umflogen.

Gegen Abend suchten sie ihr Sitzstängchen im Glaspalaste auf und sangen kurzabgebrochene Flötentöne im feinsten pianissimo. Wenn sie auch da und dort nach den kleinen Insekten schnappten, so war doch ihre Hauptnahrung Honig und später starkes Zuckerwasser, da der mit Wasser verdünnte Honig sich öfters zu Boden setzte. Sie gediehen auch prächtig bei Zuckerwasser. Als im Juni die Hitze im Zimmer und natürlich auch im Glaspalaste stieg, wurde die Gazedecke gänzlich entfernt und den Vöglein das ganze Zimmer eingeräumt, doch wurde ihr Futter immer in die alte Wohnung gebracht. Die Vögelchen waren schon anfangs gar nicht scheu, sie flatterten nicht ängstlich hin und her, wenn die Blumen entfernt und frische eingestellt wurden, ihr Auge sprach deutlich, wir wissen es wohl, daß du uns gut bist. Sie erkannten auch die Sorge ihrer Pflegerin dankbar an, da sie, obgleich sie keine Unruhe zeigten, wenn fremde Personen im Zimmer waren, doch nicht bewogen werden konnten, sich auf einen andern vorgehaltenen Finger zu setzen, als den ihrer zartfühlenden Wärterin.

Ende September fing das eine an, zu kränkeln und wurde nach einigen Tagen todt am Boden des Käfigs gefunden. Von Stunde an trauerte das andere, und als Ende Oktober kühlere Nächte kamen, erlag dasselbe dem rauheren Klima und dem deutlich ausgesprochenen Heimweh. Beinahe sechs Monate hatten die zarten Kinder des südlichen Amerika in der Gefangenschaft ausgehalten.

Die Kolibris scheinen einzelne Blüten zu bevorzugen, aus denen sie ihre Nahrung zusammensuchen, seien es nun Insekten oder Honig. Besonders werden die Blüten der Roßkastanie umschwirrt, und ich kenne einen Baum dieser Art, wo sie namentlich gegen Abend zu Dutzenden sich einfinden und durch ihr schwirrendes Flügelgeräusch an ein schwärmendes Bienenvolk erinnern. — Das ist zwar nicht der erste erfolgreiche Versuch seit den Tagen Montezumas, wo die Kolibris in großen Volieren gehalten wurden, aber er liefert auf's Neue den Beweis, daß bei passender Fütterung und Pflege die Kolibris längere Zeit in Gefangenschaft gehalten werden können. Eine mit tropischen Pflanzen eingerichtete Voliere würde dem Zweck entsprechen und uns die Beobachtung dieser fliegenden Edelsteine erleichtern, abgesehen von der Zugkraft, die diese schimmernden Vögelchen in jedem zoölogischen Garten haben würden.

Dr. Ruß' Zeitschrift, „Die gefiederte Welt." Berlin.

VIII. Wurstamentik, oder die Entwickelung der Architektur aus der Wurst.

(Humoristischer Vortrag zum Stiftungsfest des Litterarischen Klubs, 24. Nov. 1880.)

In vorhistorischen Zeiten wohnten, wenigstens in Europa, die Menschen in den Wohnungen, die ihnen die große Baumeisterin Natur gebaut: in Höhlen, oder in andern Ländern auf Bäumen, wie die Voreltern und wie heute noch ein Indianerstamm im Delta des Orinoko haust. Wie ihre Wohnungen einfach, so war auch ihre Küche: Früchte des Waldes, Fische und erlegtes Gethier waren ihre Nahrung. Das Fleisch wurde theils noch roh, theils am Feuer geröstet, wohl oft zu Kohle verbrannt, verzehrt; von einer feineren Zubereitung keine Idee — Wurst war ihnen ganz Wurst, denn sie kannten noch keine.

Es mag dieß Ihnen, meine Herren, als eine gewagte Behauptung erscheinen, aber sie wird aus den Funden der vorhistorischen Menschen bewiesen. Zwar ist das Nicht finden von Würsten oder auch nur Wurstresten, nicht einmal in den Kjökkenmöddingern, wie diese an der jütländischen und dänischen Küste aufgefundenen Haufen von Küchenabfällen und Speiseresten genannt werden, kein Beweis für die Nichtexistenz derselben in damaliger Zeit, aber man hat von vorhistorischen Menschen hauptsächlich bloß die unteren Kinnladen gefunden. Was hat aber der Unterkiefer mit der Nichtexistenz der Wurst in prähistorischer Zeit zu thun? Sehr viel, denn hätten die damaligen Menschen Wurst gekaut, so wären die Unterkiefer, die beim Mastikationsprozeß die Hauptrolle spielen, nicht durch das Aufknacken von Nüssen und Zermalmen von zähem, halbgeröstetem Fleisch so solid, so hart geworden, daß sie, während von andern Knochen des

übrigen Körpers keine Spur vorhanden ist, in tausenden von Jahren nicht verfaulten u. deßhalb heute den Hauptbeweis für die Nichtexistenz von Würsten in vorgeschichtlicher Zeit liefert, da dieselben so leicht zu beißen sind; denn es ist doch undenkbar, daß die damaligen Menschen blos den Unterkiefer begruben, und den übrigen Körper, vielleicht durch Feuer zerstörten. Mit dieser Einleitung, die Ihnen vor Augen führte, daß die Wurst erst in historischer Zeit erfunden wurde, komme ich zu meinem eigentlichen Thema, und ich will Ihnen nun in gedrängter Reihenfolge zeigen, welchen ungeheuren Einfluß die Wurst auf die Architektur ausübte. Jetzt werden Sie auch verstehen, was die Ueberschrift meiner Abhandlung meint, und warum das Wort Wurstamentik gebraucht wurde.

Die ältesten Baudenkmale sind in Egypten, wo sie seit Jahrtausenden durch die trockene Luft vor dem Verwittern geschützt, dem sonst alles zernagenden Zahne der Zeit trotzen. Die alten Egypter selbst bewahrten die Tradition, daß ihre Voreltern in Höhlen gelebt, und zum Andenken gruben sie die 6000 Kammern und Säle des Labyrinths in den harten lybischen Felsen, nicht um selbst dort zu wohnen, sondern um ihre Todten dort beizusetzen. Von den dem Schooße der Erde entnommenen Felsen thürmten sie die Pyramiden auf, großartige Tempel wurden dem Osiris zu Ehren aufgeführt weil er den Menschen den Ackerbau gelehrt, und so errichteten sie vor den Tempeln die Obelisken zum Andenken an den Wohlthäter, dessen Name leider nicht auf die Nachwelt gekommen, der aber bei den alten Pharaonen in hoher Achtung stand, weil er ihnen die Mettwurst erfand. Wenn man sich allerdings keine 180 Fuß lange Wurst denken kann, eine Länge wie sie einige der Obelisken hatten, so muß man dieses riesige Andenken an die erste Wurst, sich eben mit der riesigen Bewunderung erklären, welche die alten Könige Egyptens für den Erfinder dieser Wurst hatten. Freilich kommt nun die allerdings gerechtfertigte Frage, warum aber die Obelisken nicht rund wie die jetzigen Mettwürste, sondern viereckig sind? Darauf erwiedern die Forscher, daß, da die Egypter noch keine Wurststopfmaschine hatten, sie, um den Würsten die nöthige Festigkeit und Dichtheit zu geben, dieselben preßten und so viereckig machten, wie man es heut zu Tage mit der Servelatwurst macht. Andere Forscher stellen die Behauptung auf, daß die Kameeldärme, in welche der Wurstteig aus gehacktem Kameel- und Eselsfleisch bestehend, gefüllt wurde, in damaliger Zeit viereckig waren.

Sollten sich bei den verehrten Zuhörern Zweifel über die Behauptung erheben, daß die Würste aus Kameel- und Eselsfleisch gemacht wurden, so stelle ich die Thatsache dagegen auf, daß die Italiener heute noch ihre feingehackten Esel in deren Därme füllen, und wer je im Wurstelprater in Wien war, denkt gewiß noch an den kraushaarigen Lombarden, der ihm seine Salamucci, Signore anpries, und die man auch ohne

Kameelzusatz delikat fand. Wie müssen sie aber den alten Egyptern mit der Addition von Kameelfleisch geschmeckt haben! Ohne Zweifel haben die alten Römer dieses Kunstprodukt in Egypten kennen gelernt und es in ihrer Heimath, aber ohne Kameelzusatz, weil die Kameele in Italien nicht gezüchtet wurden, mit Eseln allein versucht, und da es auch so vortrefflich schmeckte, hat es sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Seine Liebhaberei für Würste bekundet der Italiener auch dadurch, daß er sogar seinen Mehlspeisen die Wurstform gibt; denn was sind Maccaroni anders, als hohle Würste? und haben diese nicht den ältesten italienischen Malern die erste Idee zu den Arabesken und deren Verschlingungen gegeben?

Von Egypten aus verbreitete sich die Baukunst nach und nach über die Welt. Als die dorischen Bau-Akademiker, die auf der Memphiser Universität studirt hatten, nach Hause zurückkehrten, brachten sie auch die in Egypten im Obelisken versinnbildlichte Mettwurst mit, und empfahlen sie als Grundidee zu dem erforderlichen Bausthl. Beim Anblick der durch die lange große Hitze eingeschrumpften, Längefurchen und Falten zeigenden Mettwurst, rief ein alter Dorier, der die Wurst lange sinnend betrachtet hatte, mit leuchtendem Auge aus: „Heureka!" Denn was kein Verstand des Verständigen sieht, das sieht in Einfalt ein kindlich Gemüth. „Seht hier," rief er freudestrahlend, „seht hier auf dieser Wurst die Falten und Erhabenheiten und Längefurchen; uns schwebe die runde Form als Säule vor, aber laßt uns die Furchen und Erhabenheiten auf der Säule nachbilden. Wir ehren in der Form den Erfinder der Wurst, aber was uns der Zufall und ein glücklicher Gedanke gezeigt hat, wird in unsern Tempeln als die kanellirte dorische Säule die Bewunderung erregen, die sie verdient." So geschah es und geschieht es heute noch. Aber ein Jonier wollte auch seinen Namen auf die Nachwelt bringen und erdachte ein Kapital, das die Säule krönen sollte. Da aber einmal die Wurst mit der Baukunst seiner Ansicht nach unzertrennlich war, da sie die erste Idee zur Säule gegeben, so peinigte er seinen Kopf beständig mit verschiedenen Formen von Würsten, bis er die aufgerollte Wurst hergestellt hatte, die er quer über die Säule legte, so daß die Wurstringeln rechts und links hervorschauten. Bei den vielen Versuchen, eine Wurst aufzurollen, ohne daß sie platzte, kam ihm, weil jeder andere Wurstteig zu steif wird, die Idee, Blut in die Därme zu füllen, indem es erst durch Kochen steif wird, und so war die Blutwurst erfunden und krönte nun als Kapital die seither dieses Schmuckes entbehrende dorische Säule. Doch verstieg sich die dorische Baukunst noch nicht über die rechtwinkligen Fenster- und Thüröffnungen, es blieb dem Jonier vorbehalten, die Wölbung zu ersinnen, und hierzu gab ihm die sanftgeschlungene Rundung der inzwischen in Folge des verfeinerten Geschmacks erfundenen Leberwurst die Idee. Des seligen August Becker's Behauptung, daß die Leberwurst von einem Hessendarmstäd-

ter erfunden wurde, verliert nichts an Wahrscheinlichkeit, denn der vorhin erwähnte Jonier war ein naturalisirter Katte.

In Athen wurde der Wurstkultus noch höher getrieben, denn sie stellten die kanellirte dorische Säule mit dem jonischen Kapital auf ein Piedestal und umgaben den Fuß der Säule mit einer oder zwei Lagen Wurstringen. So entstand der attische Styl. Zur Zeit des höchsten Kunstsinns im alten Hellas, als zum Kampf der Wagen und Gesänge, der auf Korinthus Landesenge der Griechen Stämme froh vereint, wo die Schmausenden mit Blumen bekränzt sich um das Triklinium lagerten und nicht bloß Zunge und Nase sich laben durften, sondern auch dem Auge Rechnung getragen wurde, da standen diese fleischernen, runzlichen Obelisken auf den festlich geschmückten Tafeln, die Spitzen mit Rettigblättern bekränzt und so dem feinen Geschmack Rechnung tragend, und die korinthische Säule bekam Form und Gestalt in dem Hirn eines anwesenden Künstlers.

Aber nicht bloß nach Italien und Griechenland zog die Mettwurst, auch bis in die Steppen Asiens drang sie vor, denn als die Gothen auf die Völkerwanderung gingen, da nahmen sie, wie die heutigen Polarreisenden den Pemmikan, die Mettwurst mit, die sie durch Handlungsreisende aus Egypten in großen Quantitäten bezogen hatten (nebenbei bemerkt wie bis auf den heutigen Tag bei längeren oder kürzeren Reisen in diesem Lande) und führten dieselbe mit, behufs leichterer Handhabung beim Transportiren in Bündeln von 4 – 6 Stück zusammen gebunden. Als aber die Gothen in Europa sich häuslich niederzulassen anfingen, als sie zusammentraten zur Errichtung von großen Tempeln, da kam ihnen ein neuer Gedanke. Die griechischen Baustyle sollten durch einen neuen ersetzt werden, und zum Andenken an ihren Zug wählten sie zwar als Säule die alte Mettwurst, aber in Bündeln vereinigt, und so entstanden die Säulenbündel. Noch aber fehlte der Schlußstein zu Thür und Fenster. Nun begab es sich, daß ein gothischer Feinschmecker die Bratwurst erfand, und als er einst eine größere Menge frischer Bratwurst-Ringe, in der Mitte hübsch geknickt, wie die Beine eines Reiters rechts und links vom Sattel herunterhängen, auf einem Pfahl reitend zum Räuchern aufhing, und er selbst in Gedanken versunken den kräuselnden Rauchwolken nachschaute und aufblickend die reitenden Bratwürste sah, da dämmerte ihm ein großer Gedanke auf: er stellte eine der in der Mitte geknickten Würste mit den beiden Beinen auf zwei nahe Säulenbündel und der gothische Spitzbogen war fertig. Zwar galt es noch das Auffüllen des durch den Spitzbogen gemachten Raumes, aber auch hier wußte er Rath.

Der alte Gotherich hatte alle Arten, die Würste zuzubereiten, gründlich studirt, und da es nur drei Arten der Zubereitung gibt, gekocht, gebraten und geräuchert, so setzte er als Erinnerungszeichen drei Wurstringe als sogenannten Dreipaß in den Winkel des Spitzbogens,

und da bei den alten Gothen der guten Dinge drei waren, und der Gotherich schon zwei Arten von Würsten bei dem neuen Baustyl verwendet hatte, so brachte er, den Dreipaß umgebend und in demselben eine weitere Dekoration von Knackwürsten an, eine andere bei den alten Gothen sehr beliebte, weil mit Knoblauch stark versetzte Wurstart, die einigermaßen die beliebte durchbrochene gothische Bauart erklärt, weil sie den Dünsten freien und leichten Abzug gestattet. Die gothische Knackwurst hatte aber nicht die runde, kurze, dicke Form, die hier zu Lande Mode ist, sondern die elegante in Halbbogen geschwungene Halbmondform und mit einer Anzahl von aneinanderhängenden Würsten stellte er das jetzt sogenannte Maßwerk her.

Mit dem gothischen Styl schließt der Einfluß der Wurst auf die Architektur vorläufig ab, denn da den Mauren und Arabern durch den Koran der Genuß des Schweinfleisches, also auch der aus Schweinefleisch hergestellten Würste verboten war, so hatten sie gar keine Ursache, die Wurst in ihrem Baustyl zu verewigen. Aus gleichem Grunde haben auch die Juden es unterlassen, die Wurst in ihren Synagogen und Tempeln allegorisch anzubringen, und es war gewiß nur ein Akt der Pietät, als sie die zwei Minarets auf ihrem Tempel anbrachten, um sich täglich an die für sie unerreichbaren Mettwürste in der egyptischen Gefangenschaft zu erinnern.

Alle folgenden Bausthle sind Modifikationen oder Variationen der oben angegebenen, wie z. B. die Normänner ihre Burgthore statt mit der zarten, ästhetischen jonischen Leberwurst, mit der plumpen, in Bullendärme gestopften Bologna-Wurst überwölbten, da dieselbe ihnen und ihren Raubschlössern mehr Schutz versprach, als die zarte griechische Form, welche ihren kriegerischen Mägen überhaupt weniger zusagte, als die derbe, feste Bullenwurst.

Eine Wurst der Neuzeit ist noch zu frisch, und der möglichen und unmöglichen Bausthle sind es hier zu Lande bereits so viele, daß es ein Extra-Genie nehmen würde, derselben eine Stelle in der Ornamentik anzuweisen. Zweifelsohne wird wohl ein Baukünstler Cincinnati's, welches die große Musik- und Ausstellungs-Halle besitzt, und wo in Amerika die Wiener-Wurst zuerst sporadisch auftrat, aber nun als endemische Epidemie herrscht, in einem erleuchteten Augenblick das zierliche, schlanke Erzeugniß unserer Zeit als eine der Hauptverzierungen an dem hier zu erbauenden Kunstmuseum anzubringen wissen, und gewiß werden die hiesigen Wurstfabrikanten sich auch einen Original-Obelisken aus Egypten kommen lassen, um denselben vor dem Museum aufzustellen — zum Andenken an den daselbst blühenden Wurst-Kultus.

(Nach dem Original-Manuskript.)

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: April 2010

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN COLLECTIONS PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111

LIBRARY OF CONGRESS
0 011 561 434 4